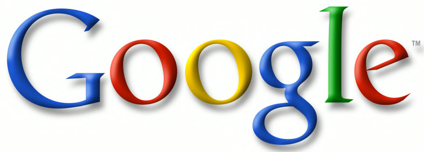
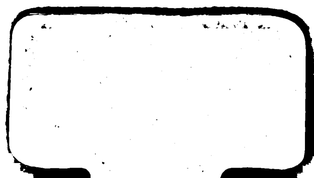

Google




TAYLOR · INSTITUTION
DOMINUS ILLUMINATIO MEA





Karl Immermann.

Lessing del. *K. Steifensand sc.*

VERLAG VON ADOLPH KRABBE IN STUTTGART.

Druck v. C. Schulgen Bettendorff Ddorf

Karl Immermann.

Blätter der Erinnerung an ihn.

Herausgegeben

von

Ferdinand Freiligrath.

Mit Immermann's Bildniß in Stahlstich nach einer Zeichnung
von C. F. Lessing.



Stuttgart,
bei Adolph Krabbe.
1842.



TAYLOR INST
5 MAR 1954

Inhalt.

Vorwort.

Ein Buch, wie das vorliegende, muß sein Erscheinen durch sich selbst rechtfertigen. Wer Immermann's Briefe an mich lies't, wird es erklärlich finden, daß ich das Bedürfniß empfand, seinem Gedächtniß, so gut ich's vermochte, in dankbarer Liebe ein Denkmal zu setzen. Gleichgesinnte Freunde, die dem Verstorbenen zum Theil ebenfalls persönlich nahe standen, schlossen sich mir auf meine Aufforderung gern zur Erreichung meines Zweckes an, und damit in der kleinen Tempelhalle, die wir über seinem Grabe zu errichten beschlossen, auch Er selbst, weihend und tröstend, als Genius des Ortes nicht fehlen möge, stiftete seine Wittwe mit frommer Bereitwilligkeit eine Reliquie aus seinem eigenen Nachlasse hinein,

die in ihrer eigenen Trefflichkeit allein hinreichen würde, Allen die ihn liebten, die von ihr beschirmte Stätte werth zu machen. — Das ist in Kurzem die Entstehungsgeschichte dieses Büchleins, das ich ursprünglich als „Immermann's-Album" in die Welt schicken wollte, und dessen, unter diesem Titel schon seit längerer Zeit verkündigtes, Erscheinen nur durch zufällige Hindernisse bis jetzt hinausgeschoben wurde.

Daß ein auf diese Art von Mehreren zusammengetragenes Werk nichts Ganzes, nichts Erschöpfendes bringen kann und will, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Es gibt sich ja auch nur als „Erinnerungsblätter" und hat seinen Zweck erreicht, wenn man die Pietät, die es hervorrief, nicht verkennt, und wenn es zu dem Bilde, das vielleicht später ein Berufener von der Gesammtheit des Immermann'schen Wirkens vor uns aufstellt, einzelne Striche und Farbentöne beizutragen im Stande ist.

So viel vom Ganzen: über das Einzelne habe ich gleichfalls nur wenig zu sagen. Zwei Aufsätze über den Merlin scheinen vielleicht auf den ersten Blick befremdlich. Wer jedoch diesem größten, aber auch dunkelsten und darum am wenigsten bekannt gewordenen Werke des Dichters nach dem Maße seines Werthes allgemeinere Verbreitung und Geltung

wünscht, und in angemessenen Bemühungen um die Erleichterung seines Verständnisses den nächsten Schritt zur Erfüllung dieses Wunsches sieht, wird mich darum nicht tadeln. Schükking's und Kinkel's Commentare ergänzen sich wechselseitig auf's Schönste, und ich denke, daß ich nicht der Einzige sein werde, dem es Freude macht, zwei so tüchtige, gleich beherzte und gleich gewandte, Taucher, Jeden nach seiner Weise, die Tiefen dieses Meeres durchforschen zu sehen. Schücking, erwähne ich hier beiläufig mit Dank, war der Erste, der mir für die Zwecke dieses Büchleins warm und begeistert die Hand reichte.

Die interessanten Erinnerungen meiner verehrten Freunde von Müller und Wolff reden sich selbst das Wort. Was in denen das Letztere, theils lobend, theils bedenklich bedauernd, aus Immermanns eigenem Munde über mich mitgetheilt wird, habe ich keinen Anstand genommen, drucken zu lassen. Dergleichen auszuscheiden, wäre auf der einen Seite Pruderie, auf der andern Feigheit gewesen. Ebensogut hätte ich die Briefe an mich im Pult behalten müssen.

Alles Uebrige bedarf keiner weitern Begleitworte. Nur dem schönen und wohlgetroffenen Titelbilde habe ich noch einen warmen Dank an die Herren C. F. Lessing in Düssel=

dorf und Professor Jakob Becker in Frankfurt a. M. mit auf den Weg zu geben. Ersterer ließ es freundlich geschehen, daß eine größere, noch bei Immermann's Lebzeiten entstandene Zeichnung aus seinem Portefeuille bei der Fertigung des Bildes zu Grunde gelegt wurde, und Letzterer übernahm ebenso freundlich und bereitwillig die Verkleinerung dieser Zeichnung für den Stahlstich.

St. Goar, im Juni 1842.

F. Freiligrath.

Bei Karl Immermann's Tode.

Von Gottfried Kinkel.

Es hallt durch alle Saiten,
Die mir im Busen tönen,
Mit dumpfem Grabesdröhnen
Ein tiefer, tiefer Ton.
Er füllt der Seele Weiten;
Mag ich beim Becher scherzen,
Es geht doch nicht von Herzen,
Er spricht der Freude Hohn.

Zwei klare Augen traur' ich,
Die stehen nicht mehr offen;
Es hat der Tod getroffen
Ein Leben voll und roth.
Dich, Vaterland, bedaur' ich:
Der hellste Deiner Geister,
Der deutschen Sangesmeister
Gewaltigster ist todt.

Es lehnten sich die besten
  Söhne der deutschen Musen
  An Deinen starken Busen,
  Mein hoher Immermann.
Du warst in Deiner festen
  Gesinnung gleich der Palme
  Die in dem Wüstenqualme
  Noch labt den müden Mann.

Nun wird uns leicht ermatten,
  Uns jüngre Pilgerinne,
  Die Zeit, die scharfe, schlimme,
  Die jeden Kranz entlaubt!
Du gabst dem Bunde Schatten,
  Du warst ein siegreich Zeichen,
  Daß stets noch zu erreichen
  Ein Lorbeer würd'gem Haupt.

Wir geben Dir Geleite
  Mit wilden, heißen Zähren —
  O wollest uns nicht wehren
  Der bittern Klage Recht!
Stolz zu den Todten schreite,
  Die vor Dir Riesen weichen —
  Es wird Dir Keiner gleichen
  Vom lebenden Geschlecht!

Ueber
Immermann's Merlin.

Von

Gottfried Kinkel.

Seiner Jugend Fehler habt Ihr Jenem o wie spät verzieh'n,
Der den zweiten Faust geschaffen, den gewaltigen Merlin!
Erst als in den Epigonen er zu Euch hinunterstieg,
Als münchhausisch er gefabelt, rieft Ihr: Sieg, und aber: Sieg!

(Emanuel Geibel, Zeitstimmen.)

dorf und Professor Jakob Becker in Frankfurt a. M. mit auf den Weg zu geben. Ersterer ließ es freundlich geschehen, daß eine größere, noch bei Immermann's Lebzeiten entstandene Zeichnung aus seinem Portefeuille bei der Fertigung des Bildes zu Grunde gelegt wurde, und Letzterer übernahm ebenso freundlich und bereitwillig die Verkleinerung dieser Zeichnung für den Stahlstich.

St. Goar, im Juni 1842.

F. Freiligrath.

Bei Karl Immermann's Tode.

Von Gottfried Kinkel.

Es hallt durch alle Saiten,
Die mir im Busen tönen,
Mit dumpfem Grabesdröhnen
Ein tiefer, tiefer Ton.
Er füllt der Seele Weiten;
Mag ich beim Becher scherzen,
Es geht doch nicht von Herzen,
Er spricht der Freude Hohn.

Zwei klare Augen traur' ich,
Die stehen nicht mehr offen;
Es hat der Tod getroffen
Ein Leben voll und roth.
Dich, Vaterland, bedaur' ich:
Der hellste Deiner Geister,
Der deutschen Sangesmeister
Gewaltigster ist todt.

Es lehnten sich die beßten
Söhne der deutschen Musen
An Deinen starken Busen,
Mein hoher Immermann.
Du warst in Deiner festen
Gesinnung gleich der Palme,
Die in dem Wüstenqualme
Noch labt den müden Mann.

Nun wird uns leicht ermatten,
Uns jüngre Pilgerimme,
Die Zeit, die scharfe, schlimme,
Die jeden Kranz entlaubt!
Du gabst dem Bunde Schatten,
Du warst ein siegreich Zeichen,
Daß stets noch zu erreichen
Ein Lorbeer würd'gem Haupt.

Wir geben Dir Geleite
Mit wilden, heißen Zähren —
O wollest uns nicht wehren
Der bittern Klage Recht!
Stolz zu den Todten schreite,
Die vor Dir Riesen weichen —
Es wird Dir Keiner gleichen
Vom lebenden Geschlecht!

Ueber
Immermann's Merlin.

Von

Gottfried Kinkel.

Seiner Jugend Fehler habt Ihr Jenem o wie spät verzieh'n,
Der den zweiten Faust geschaffen, den gewaltigen Merlin!
Erst als in den Epigonen er zu Euch hinunterstieg,
Als münchhausisch er gefabelt, rieft Ihr: Sieg, und aber: Sieg!

(Emanuel Geibel, Zeitstimmen.)

Ueber Merlin.

Wer Immermann's Merlin zum erstenmale in erregbarer Stimmung liest, wird von einer unwiderstehlichen Gewalt sich angefaßt fühlen; wer dann zum zweiten und dritten Male das Werk seiner Seele nahe treten läßt, wird sich bekennen müssen, daß der Eindruck nur um so mächtiger wird, je mehr dessen verhüllte Ideen sich dem Leser zur Klarheit gestalten.

Gewiß wirkt dabei zunächst die äußere Form. In kurzen Szenen drängen sich blitzartig hervorbrechende, völlig neue Gedanken, von keinem fertigen erborgten System ausstralend, sondern aus der Tiefe eines denkenden Mannesgeistes selbstständig hervorquellend. Die Versform, sehr mannigfaltig und im Geiste der Romantik bunt, schließt sich eng und kleidsam an die reich gruppirten Charaktere und Begebenheiten an. Auch ist sie zwar, wie stets bei Immermann, herb und oft ungeglättet; Goethe's weiblicher Versmusik gegenüber trägt sie den Stempel zackiger Manneskraft; aber in den schwungreichen Stellen ist der Vers, der Reim und selbst die Unregelmäßigkeit von so wunderbarer Schönheit, daß auch der Nichtverstehende von der Ahnung eines Gewaltigen fortgerissen wird.

Wer begreift es, daß ein solches Werk in Deutschland verhallte, daß durch verhältnißmäßig Leichteres, durch moderne Romane, Immermann sich erst Bahn brechen konnte? Wir nennen uns die filosofische Nazion, und hatten doch nicht die Kraft, diesen zweiten Faust uns liebend anzueignen. Ueber den ersten, den Goethe erschuf, sind zahllose Kommentare da; den Merlin hat man in seiner Isolirung von der Literatur stehen lassen. Und doch mag sich fragen, welches Gedicht großartiger angelegt sey.

Die Ursachen dieser Vernachläßigung sind denn freilich nicht allein in der Nazion, sondern auch im Werke selbst zu suchen. Irren wir nicht, so liegen sie theils in den Charakteren, theils in der religiösen Grundanschauung, theils in dem vielen Dunkeln und Mysteriösen des Dramas, welches fast eine dogmengeschichtliche Gelehrsamkeit fordert, um verständlich zu seyn.

Die Hauptcharaktere des Werks, Satan und Merlin, liegen außerhalb des rein Menschlichen, und die gewöhnliche Natur hat in ihrem Innern kaum Anknüpfungspunkte für sie. Die übrigen Gestalten sind so streng und großartig gezeichnet, daß die gemeine Charakterbetrachtung bei ihnen ebenfalls nicht ausreicht. Es sind Typen, reine Typen gewaltiger Ideen: Candida die Jungfrau in ihrer herben vom Verlangen nie gedemüthigten Heiligkeit, Placidus die christliche Duldung, Lanzelot und Ginevra die entsagende Liebe, Niniana der egoistische Leichtsinn der weiblichen Natur, die eine Mannesseele und ein Weltglück mordet, um nicht gestört zu werden im augenblicklichen Kusse des Geliebten, dessen Weltberuf und verantwortungsvolle Größe sie nicht anerkennt. Eben so typisch ist der Egoismus des Wissens in Klingsor, die Sinnlichkeit im Zwerge, die in Narrheit umschlagende Eitelkeit in Kay verkörpert. Solche Charaktere, die nackt und scharf in ihrer Naturwahrheit hervortreten und nicht im modernen Geiste durch ein gewisses

Allgemeines, Konvenzionelles, Jedem Erreichbares abgeschwächt sind, eignen sich nicht von Allen verstanden und geliebt zu werden. Es geht ihnen wie dem naturwahren Charakter im Leben, dessen ungebrochene Eigenthümlichkeit von der feinen Gesellschaft als ungeschliffen desavouirt wird.

Eben so wenig wird die religiöse Weltanschauung des Dichters der Gegenwart genügen. Immermann hat hier das Unglück jedes religiösen Genius, keiner Partei anzugehören. Den vernichtenden Filosofen der Zeit kann es nicht gefallen, wenn er die gewaltigsten Grundideen des Christenthums, Sieg des persönlichen Gottes über das Böse, Erlösung durch Glauben und durch geduldige Demuth allein, Verdammung und entsetzliche Bestrafung des Eigenwillens ausspricht. Aber die Frommen des gewöhnlichen Schlags werden den Dichter gleichfalls nicht loben oder doch nicht lesen, wenn sie hören, daß bei ihm Satan als Frühlingsgott und Weltschöpfer auftritt, daß im Heiligthume zu Montsalvatsch auch kühne Sünder leben, und daß der Teufelssohn am Ende Gott wiedergewinnt, ohne auf dessen bunten Himmel noch hoffen zu dürfen. Schon aus diesem Grunde wird das Werk wenige Denker an sich reißen; aber wenn die neue Kirche da ist, welche Immermann geweissagt hat („Gedanken in einer Krypte," Münchhausen III, 392 ff.) — dann wird Immermann ihr als Luther vor Luther dastehen.

Endlich hat der Dichter fast zu viel Wissen beim Leser vorausgesetzt. Zwar ist es ihm gelungen, von der Merlinmythe, vom Gral und von der Tafelrunde uns im Stücke selbst, theils durch Dialog, theils durch monologische Erzählung, eine klare Anschauung zu geben. Aber besonders in das Verhältniß des Satans zu Gott hat er eine Menge von Lehren, Ausdrücken und Formeln hineingelegt, welche bestimmte historische Erklärung verlangen aus einem Gebiete, das nicht Viele forschend oder lernend betreten haben: aus der Sektengeschichte der ersten christlichen Jahrhunderte. Hier

hat ihn seine stolze Verachtung des Publikums zu weit geführt, mit der er in den Epigonen sagt: er habe bei der Abfassung des Merlin gewußt, daß Niemand ihn lesen werde. Das ist der Fluch der Verkennung, daß sie den kräftigen Geist trotzig macht und ihm so die Kraft raubt, den Gegner zu gewinnen.

Ueber den zuletzt erwähnten Punkt möchte Folgendes erläuternd sich sagen lassen. Im zweiten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung waren die östlichen Gebiete der christlichen Kirche, namentlich Aegypten und Syrien, von einer Denkart durchdrungen, welche das junge Christenthum mit herrschenden filosofischen Ideen zu verschmelzen strebte: ein Versuch, Altes und Neues auswählend in Einklang zu bringen, wie er in entscheidenden Geistesepochen immer von den milden, aber schwachen Geistern wird gemacht werden. Sich selbst nannte jene Partei mit stolzem Namen die Wissenden, die Gnostiker, im Gegensatz gegen den einfachen Glauben der Gemeine. Mit den Träumereien derselben hat sich Immermann allezeit gerne beschäftigt; auch im Reisejournal und im Münchhausen werden sie beiläufig erwähnt. Die Haupttendenz der vielnamigen Sekten, die unter der Bezeichnung der Gnostiker zusammengefaßt werden, war, eine Klarheit zu gewinnen über die große Frage, welche das Christenthum ungelöst ließ, woher das Böse entstanden sei. Durch deren Beantwortung hoffte man das wunderbare Räthsel zu begreifen, wie der Mensch, obwol eine Ganzheit, dennoch in sich den Zwiespalt des Triebes und der Pflicht, des Leibes und des Geistes, des bösen und des guten Willens unläugbar empfinde. Man kam so auf den Gedanken, daß zwei von einander getrennte, einander widerstrebende Geister dieß Zwitterwesen müßten erschaffen haben, der eine im Geiste, der andre in der sinnlichen Natur des Menschen wirksam. Da nun aber der Menschenleib in genauer und unauflöslicher Verbindung mit der irdischen Welt steht, von ihr sowol seine Erhaltung als

auch die Anlässe zur Uebertretung des Pflichtgebotes empfängt, so war der fernere Schluß nothwendig, daß der Schöpfer des Menschenleibes, also der Feind des guten und rein geistigen Gottes, auch die Welt geschaffen habe zur Fessel und Verführung des Menschengeistes. Im Besondern hat die ägyptische Sekte der sogenannten Schlangenbrüder diesen Gedanken ausgebildet, daß der Demiurgus oder Weltschöpfer ein untergeordneter Geist sei, welcher aus Neid seine Stärke gegen den obersten Gott wende und als unfreiwilliger Knecht die Welt gebildet habe, den Menschen aber durch fortwährende Beschränkungen seines Willens, durch gesetzliche Verknechtung und absichtliche Verdunklung seiner Geisteskraft in beständiger Abhängigkeit zu erhalten suche.* Auf ähnliche Weise soll Schelling in seiner jüngsten Systemgestaltung die Vorstellung des Satans auffassen und zum filosofischen Begriff erheben.

Genau diesen Gedanken faßt Immermann in seinem Satan auf, und stellt dann das Christenthum, die Erscheinung des ewigen guten Gottes im Fleisch, als Erlösung von jener teuflischen Macht dar. Hier erst knüpft er die alte Mythe von dem Teufelssohne Merlin an. Das Vorspiel entdeckt uns den Groll des Satans, daß Christus ihm sein Reich täglich verkleinere und durch eine Religion der Selbstüberwindung den Menschengeist losmache von dem lüsternen

* Daß Immermann zunächst aus der angegebenen Quelle die Vorstellung seines Satan geschöpft, ist ganz ungezweifelt, da er sogar die eigenthümlichen Lehrformeln jenes Systems seinen Personen in den Mund legt. So heißt der Satan im Stück geradezu Demiurgos und im Munde Klingsors Jaldabaoth, d. i. Chaossohn, der eigentliche Name des Weltschöpfers bei den Schlangenbrüdern. Auch der Name der weissagenden Schlange Klingsors Ofiomorfos, d. h. Schlangengestalteter, zugleich mit dem Mythos, daß sie sey „entstanden aus dem Blick, als in der Hyle Jaldaboth sich spiegelt," ist wörtlich aus den Berichten über die Dogmen jener Sekte entnommen.

Heidenthum und der natürlichen Macht der Sinnenwelt, daß also die Absicht, warum Satan die Welt so herrlich schuf, ihm nun vereitelt werde. Wie Gott für den Triumf des Geistes die Menschheit sich eroberte dadurch, daß er sich als Sohn in sie senkte, so will auch Satan

sich zeugen den Erben:
Der Mensch ist nur durch den Menschen zu werben!

Candida, die stolze selbstbewußt keusche Jungfrau, wird seine Maria; ihr Fall ist durch Selbstvertrauen verschuldet; mit dem entsetzlichen Monolog schließt das Vorspiel, wo die gemischte Empfindung der Lust an der Sünde und der reuigen Verzweiflung Candida's Seele zerreißt: eine der mächtigsten Stellen, die je eine Dichterhand niederschrieb.

Die Frucht der Gewaltthat ist Merlin. Er hat vom Vater die Klarheit der Erkenntniß und die zauberkräftige Beherrschung der Natur geerbt. Hohe Schönheit leuchtet aus seinem Angesicht. Er ist Mensch und kann Menschen gewinnen, ja er thut es: wo er nur auftritt, beugt ihm sich Alles, Herzen und Geister folgen seinem Triumfzug. Wird er seinem Vater anhangen, so hat Satan gesiegt, und das Kreuz fällt: wendet er sich zu Gott, so ist der Sieg des Guten entschieden, aber er selbst muß dann mit seiner dämonischen Natur sich abfinden. Denn jedenfalls liegen in ihm zwei Kräfte, deren Zusammenstoß ihren Träger zerbrechen muß. Hier ist die Wurzel der nun folgenden tragischen Entwicklung verborgen.

Satan hat sich wirklich verrechnet, indem er vergißt, daß mit dem gefährlichen Stolze und der Geistesmacht er dem Sohne zugleich die ungemessene Kraft der Erkenntniß mitgegeben hat, die ihn retten kann. Außerdem gewinnt Candida noch vor Merlins Geburt ihn dem Vater durch Buße und Gebet wieder ab. Als der Knabe Merlin im Anfange des eigentlichen Dramas auftritt, ist er bereits Gott zugewandt; er hat als Kind die Taufe begehrt und übt

fromm die Sohnespflicht, seiner Mutter Leiche über das Meer nach Britannien zu schaffen und ihr ein prächtiges Hünenmal aufzurichten. Er erscheint frei von der Selbstsucht, welche seinen Vater gestürzt hat, indem er seine Wunderkraft nicht einmal zum Zwecke jenes frommen Werkes anwendet, also gar nicht für sich gebraucht: er bittet demüthig den Schiffer, die Leiche von Aegypten herüberzuführen, und den Riesen, die Steine aufzuthürmen. Wer denkt hier nicht an Christi Versuchung? wer erkennt nicht den edeln Gehorsam der Selbstverläugnung in diesem freiwilligen Verzichten auf eigensüchtigen Gebrauch der Kräfte, welche für große und heilige Weltzwecke bestimmt sind? Merlin ist von Jugend auf derselbe, sein Geist braucht keine Entwicklung durch Welt und Zeit: darum legt er, nachdem jene letzte Kindespflicht erfüllt ist, vor unsern Augen die Hülle des Knaben ab, und geht als Mann an sein Tagwerk. Nun zieht er als ein glorreiches Meteor durch Britannien. In dem großen Gespräche mit dem Satan weiß er dem Vater das Geheimniß der Schöpfung besser zu enthüllen, als dieser selbst, von Eigensucht geblendet, es kennt; er erweist ihm, daß er nur als Werkzeug Gottes geschaffen habe, nicht ihm also, sondern dem ewigen Lichtgeiste die Welt gehöre. Satan erträgt den Lichtglanz des geöffneten Himmels nicht, in welchem Merlin entzückt schwelgt, und muß den Sohn hinfort frei seinen Weg gehen lassen. Gegenbild Merlin's ist der Zauberer Klingsor, der seine Kräfte im Dienste betrüglichen Egoismus abnutzt und nun zu seinem Verderben leichtsinnig eine lügenhafte und pralerische Verheißung ausspricht, durch welche er dem Merlin am Hofe des Artus die Bahn bereitet. Dennoch ist auch er nicht ganz gemein; nicht zur rohen Sinneslust, zu der sein Zwerg ihn zu verführen sucht, hat er seine Gaben angewandt, sondern nur aus Hochmuth auf sein Wissen sich als den Größten der Welt darstellen und lieblos die Andern blenden wollen. Da er nun in Merlin den wirklich

Größern findet und ein edler Kern auch in ihm geblieben ist, so kann er, in Freude halb und halb in Trübsal, dennoch groß und edel mit seinem der Welt unnützen Zauberschloß untergehen.

Neben Merlin stehen nun abgesondert zwei Lebenskreise da, auf welche er einzuwirken beginnt: die Templeisen und die Massonie, oder Parzifals Königshof im Grale und die Tafelrunde des Bretonenkönigs Artus. Der Gral, vom Dichter als das wahrhafte Blut des Erlösers, sanguis realis, erklärt, bezeichnet die erlösende und gedankenerzeugende Macht des Christenthums. Gott, der im Grale verkörpert ist und aus demselben in Flammenschrift seine unmittelbaren Befehle gibt, erwählt sich frei seine Ritter; nur der Erwählte kann durch die endlose Wüste den Weg finden, der ihn zum Tempel auf dem Berge des Heils führt. Es ist der Gedanke der freien Gnade, welche durch Demuth errungen und durch fröhliches Annehmen des dargebotenen Heils versiegelt wird. Nicht Tugend, nicht einmal Sehnsucht dringt gewaltsam dahin. Dieß ist großartig im Tempelgespräch Lohengrin's mit Parzifal ausgesprochen:

Was wär' das Heil'ge, ständ' es zu erringen?
Unendliches, was wär' es, wenn das Endliche
Zu ihm gelangte mit der Sehnsucht Schwingen?
Nein, mich umfängt das Unabwendliche!
Es fassen mich die Ketten, die gestählten!
Des Menschen That, die einzig kenntliche
Ist: Fühlen sich im Stande der Erwählten.

Das Christenthum des Grals ist also nicht auf weltliche Anlage, menschliche Größe, Verdienst durch Tugend oder Entbehrung gegründet; es gibt Sünder auch auf Montsalvatsch; aber im Gefühle der liebenden, vollen Hingabe an das Heil ist jeder Templeise gerechtfertigt und fälig. Dieß ist unzweifelhaft der Grundgedanke des Christenthums, welchen Christus ausspricht in seiner Todesnacht gegen seine Jünger: Ihr habt mich nicht erwählet, sondern ich habe Euch er-

wählet; den dann sein großer Apostel in der Form faßt, daß Glauben allein ohne die Eigengerechtigkeit guter Werke uns zu Gottes Gnade hebe. Wer diesen Gedanken umstößt, wer ohne Demuth und Selbstverurtheilung Gott erobern will, der vereitelt den Weltplan der Erlösung, und stellt für das umgestürzte Kreuz die siegprangenden Trofäen heidnischer Sinnentugend, Anmuth und Kraft auf, welche durch den christlichen Weltverlauf zerbrochen worden sind.

Grade dieß thut Merlin. Weil er Gott liebt, so verdrießt es ihn, daß er seine Herrlichkeit den Demüthigen offenbare; ihm ist Titurell nur ein blöder Greis, seine Zunft eine bange und beschränkte. Eigenmächtig will er die Weltordnung umkehren und das Christenthum zur Religion irdischer Glorie erheben.

Und wieder bist Du, sanfter Gott, gefangen
Auf Montsalvatsch durch Deines Willens Kraft,
Dich hält der blöde Titurell in Haft,
Mit seiner Zunft, der eingeengten, bangen.

Geendet ist das Niedersteigen itzt!
Dich heimzuführen auf der Bahn des Geistes,
Wählst Du Merlin. Er leitet Dich, Du weißt es,
Den Rückweg, der von Deinem Feuer blitzt.

Ich bin, der wirbt die fürstlichen Gemüther,
Die Stirn, vom Ruhm- und Minnekranz umlaubt,
Die Ritter, Damen, König Artus Haupt;
Dem hehren Gral schaff' ich die ächten Hüter!

Hier ist schon Merlin's Fall vorbereitet. Er glaubt, der ewige Gott brauche ihn, sein Geschöpf, um irdisch verherrlicht zu werden. Und wen wählt er nun als Werkzeug dieser Erdenglorie? Den König Artus und seine Tafelrunde.

Unstreitig für jene weltliche Betrachtungsweise die Würdigsten. Höchster Edelsinn in Artus, der selbst von Eifersucht um das schönste Weib nicht erniedrigt wird, Ehre und

reinste Weibesgüte in Ginevra, Lanzelots keuscher, adlicher Minnedienst, Ereks ernste, besonnene Kraft, der fröhliche Lebensmuth des Gareis, der betrübt ist, daß schon Andre vor ihm Ehre gewonnen, Gawein mit dem heiligen Verdrusse, daß nicht alle Männer der Ehre dienen, endlich des Minstrels hohes Lied — wer fände wol auf Erden ächtere Hüter für ein göttlich Geheimniß?

Betrachten wir aber diese Gestalten näher, so erscheinen sie durchaus als solche, die im Leben und Genusse der irdischen Welt gefangen sind. Es ist äußre Ritterehre, es ist weltliche Minne, nach der Alle streben. Dem Artus erscheint das Leben nur wie ein holder Schwank; den Ernst sucht er ferne zu halten, und als der Minstrel die Kunde vom Grale singt, da klingt ihm die Botschaft unheimlich; bebend und verstört flieht er vom Gastmal. Aber noch stärker, in riesigem Kontrast mit den frommen Templeisen, hat der Dichter dieß unmittelbar vor der Berufung der Tafelrunde zum Dienst des Grals hervorgehoben. Als der Traum sie Alle nach Montsalvatsch führt, da fühlen sie sich zwar verwandelt, aber Niemand faßt den Gral ganz. Artus zittert ihm entgegen, denn er empfindet ihn als eine fremde Macht; er ist ihm „ein düstres, wildes Flammenbecken.“ Gawein denkt seines Lorberkranzes, Lanzelot seiner irdischen Liebe. Sie alle bleiben im Weltlichen gefangen; im Todesaugenblicke verzweifeln sie an ihrem großen Thun, und verfallen daher der Gewalt des Weltfürsten, der sie nun zwar nicht in Qualen, aber im Gefühl des Zwiespalts zwischen Wollen und Vermögen, Streben und Erringen ewig gefangen hält. Grade hinter dieser Traumszene liegt nun aber der Wendepunkt des Ganzen. In Merlin's Seele tritt noch eine Warnung hinein. Denn in dem Augenblicke, da er als reinen Geist sich fühlend die Tafelrunde zum großen Amte berufen will, faßt ihn die Liebe. Wol ist sie hold und geistig; ein elfenhaftes Wesen fesselt ihn; nur eine Niniana kann Merlin lieben, die aus

verwandter Geisterluft gewoben ist. Aber Liebe ist es dennoch; nicht Liebe der Geister, die das All umspannt, sondern Liebe des Mannes zu dem Einen Weibe. Merlin kann es sich nicht leugnen, daß er Mensch ist, daß seiner Mutter Blut in ihm ist —

Du liebst! — Furchtbares Wort, das in den Abgrund
All Deine Kräfte stürzt!
O Flötenwort, deß Frühlingsbalsam-Athem
Den Staub der Mutter weckend rührt im Grabe!
Sie setzt in ihren Linnen sich zurecht
Und lispelt: Nun bist Du der Sohn der Erde.

Furchtbare Mahnung an seine Schwäche, heilige Erbarmung, die ihn in seine Schranken als Geschöpf zurückweisen will! Aber sein Hochmuth wird nicht gebrochen. Nun wähnt er erst vollberechtigt zu sein, da er leidet, da sich jetzt

in seine Göttlichkeit,
Entsagend seinem rohen, derben Leibe,
Das Irdische geschwungen!
Dem Logos ward der Acker nun bestellt,
Und die Erlösung hat den Kreis beschlossen!

Der Mensch Merlin stellt sich in die göttliche Trias hinein:

Drei sind es, welche zeugen. Zwei erschienen,
Der Ein' im Leben, und im Tod der Zweite,
Der Dritte ward verheißen —

Er selbst, so wähnt er, ist dieser Dritte, ist der Verheißene, von Christus Versprochene. An diesem Uebermuthe geht er zu Grunde, wie vor ihm sein Vater: sein Fall ist vollendet, als er mit den Worten schließt:

Ich bin der Geist! Euch führt der Paraklet!

Auf grauenvolle Weise tritt der Fluch ein. Merlin's That wird als „das völlig Schlimme", er selbst als Antichrist durch das untrügliche Wort des Grals bezeichnet; sein Bestreben erscheint als Thorheit, da ihm durch die Entfernung des Grals nach Indien das Ziel genommen ist. Alles Große stirbt; denn wo eine Sonne Licht und Glut verlöre,

wie möchten ihre Planeten fortdauern? Merlin's untergehende Kraft reißt alles Edle, das auf Erden blüht, dämonisch mit in den Tod, und so gewinnt Satan wenigstens eine Zerstörungslust als Preis seiner Gewaltthat. Klingsor ist überflüssig geworden; er vernichtet sich selbst sammt seinem Zauberreich. Entsetzlichen Hungertodes sterben die edeln Helden, doch nicht unverdient, da Ereks Kassandrawort und Artus eigne Schauderahnung sie nicht gewarnt hat. Am Ende des Dramas findet selbst der Bote des Grals Niemanden mehr, der seiner Kunde würdig wäre:

Was nur vollkommen, herrlich, ohne Gleichen,
Ging in die gräßliche Verwesung über:
Wem, o mein Gott, soll ich noch Beistand reichen?

Mich dünkt, die Erd' ist nur ein leerer, trüber,
Baumloser Anger, mit Gebein besät,
Kahl, unabsehlich, unfruchtbar; worüber
Die schwarze Fahne der Vernichtung weht!

Merlin selbst ist durch Liebe schwach geworden; er hat die Freithätigkeit des Wollens, die hohe Klarheit des Thuns verloren, er weiß nicht einmal, daß all sein Streben zur Thorheit geworden ist. Der hohe Geist sinkt, dort bei der Weißdornhecke, von Stufe zu Stufe. Und welch ein Weib liebt er? Diese seelenlose Elfennatur, die kindisch und doch grausam mit Fischchen spielt, die ihn nicht für einen Riesen, sondern nur für einen schlankgewachsnen Mann, seine Stirn nicht für marmorn hält, sondern nur weißer findet, als bei Andern, und sonst seine Locken schön und seinen Mund wunderhübsch nennt, die den Gewaltigen neckend fragt: was Liebe sei? und zuletzt nur noch selten und nach Laune den gefangenen Prometheus in dem von ihr geschaffenen Kerker besucht — ist diese Niniana der Liebe Merlin's werth? Ist sie es werth, daß er für sie seiner hohen Pflicht vergißt, die Verirrten, durch ihn Verlorenen, zu retten? werth, daß er

den Weheruf der verschmachtenden Tafelrunde sich mit frevelndem Selbstbetrug ableugnet? Ist sie es werth, daß er, um ihre Schwüre spielend zu vernichten, an Himmelszeichen die Wunderkraft missbraucht, welche er einst im Dienste der Kindesliebe so sorgfältig sparte? Wol zürnt er ihrer leichtsinnigen Selbstsucht gegenüber, welche sie wahrhaft schlangenartig und erschrecklich in ihrer Lieblichkeit erscheinen läßt, wol zürnt er mit sich selbst, aber er weist diesen Zorn ab. Da läßt der Ewige ihn fallen; er wird Thor genug, auf dieses Weibes Schwur und Besonnenheit sein grausiges Zaubergeheimniß zu bauen. Das verhängnißvolle Wort ist gesprochen, der Fluch ist da: der Gewaltige ist schwächer und verblendeter, als der ärmste Sterbliche, die Weißdornhecke ist für ihn eine unzerbrechliche Mauer geworden. Zum letztenmale lodert der dämonische Zorn rasend auf: dann sinkt er in stumpfen, stillen Wahnsinn.

Das Nachspiel folgt: es schließt die höchste Versöhnung in sich. Satan tritt zu dem Sohne, schenkt ihm den verirrten Verstand wieder und bietet ihm dann die höchste Huld. Gott hat Merlin fallen lassen; Alles ist verloren, Satan bietet ihm Alles wieder. Gott ist streng, Satan gütig. Die Versuchung ist furchtbar:

Sei er in Furcht und Schweigen denn geehrt!
Allein mit mir wird menschlicher verkehrt.
Ich habe das voraus: ich bin verständlich,
Für Freundlichkeit, Zutraun und Lieb' erkenntlich.
Ich nehme Dich mit allen Deinen Wunden,
Zermalmet, wie Du bist, von tausend Lasten,
Du sollst an meiner breiten Brust gesunden,
In meinem Schatten Dich zu Kräften rasten.
Genug des Lehrgelds hast Du wohl gezahlt,
Jetzt endlich darfst Du von Dir wissen,
Sei denn durch Einen, der nicht schwätzt und prahlt,
Der Schimpfgedrückten Knechtschaft froh entrissen!

Nun koste Freiheit, Geist, Zusammenhang
Im sel'gen, labenden Ueberschwang!
Auf! Werde mein! Drei Schritt geh' hinter Dich!
Verläugne Ihn, und glaub' an mich!

Da wird das Gute siegreich — ein kurzes festes: Nein! ist Merlin's Antwort. Ohne Aussicht Gottes Huld wieder zu erlangen, bleibt ihm Merlin dennoch treu. Das Tagewerk eines großen Lebens ist verloren, aber der Geist ist gerettet. Durch die höhnenden Worte des Satans klingen erhaben die Worte des Vaterunsers, aus der Vernichtung des Leibes hebt sich die Seele im Triumf empor.

Geheiliget werde dein Name!

so ruft der Sohn des Todfeindes sterbend zu dem Gotte hinauf, der ihn so tief erniedrigt hat. —

So schließt Merlin, an Gedanken so großartig, wie Faust, an Wirkung des Schlusses gewiß erschütternder; wie Jener eine Welttragödie, aber nicht an einem einzelnen Menschengeiste den Sieg des Guten aufweisend, sondern an einem Wesen, das größer in Irrthum, aber auch größer in Buße ist, als ein irdischer Mann, weil es nicht für sich, sondern für die Welt das Heil erstürmen will. Wie Merlin wird jede geistige Kraft zusammenbrechen, die nicht unter dem demüthigen Zeichen des Kreuzes, nur durch eigne Titanenstärke den Himmel zu erobern denkt. Wie er wird jeder Geist ewig gerettet werden, der, ohne nach Qual der Hölle oder Lust des Paradieses zu fragen, mit stäter Treue Gott liebt um sein selbst willen. Ein im höchsten Sinne christlicheres Dichterwerk läßt sich nicht denken.

Ueber
Immermann's Merlin.

Von

Levin Schücking.

I. Die Sage.

Wer kennt nicht Uhlands schöne Romanze von Merlin dem Wilden? auch die Irrpfade, welche durch Ariosto's Dichtung zu dem Grabe dieses Zauberers geleiten, kennt Ihr gewiß Alle; aber es mögen nicht Viele seyn, die da wissen, daß unsere Literatur ein Drama besitzt, worin Merlin, das ganze chamäleonartige, neckische Wesen, das bald wie ein rauhbehaarter Waldmensch in seiner Höhle sinnend sich versteckt, bald als schmucker, geschniegelter Edelknabe durch den Tann sprengt und das Herz der launischen Nyniane erobert, bald wie ein weiser Graubart von tief mystischen und theosophischen Dingen schwatzt, in all seiner Wunderlichkeit gebannt und eingefangen ist. Da liegt wie in seinem eigenen Zaubernetze der Schalk bestrickt und muß mit seinen Künsten sich selbst den Kerker zu einem Gebäu von wunderbar prangender Schönheit ausschmücken. Dieser Bau, großartig wie das Druidenmal von Stonehenge, welches einst der Zauberer aufthürmte, aber zugleich voll einer süßen ächt romantischen Poesie wie der Wald von Broceliande, deß blühender Weißdornhag ihn fesselnd umfing, heißt: **Merlin, eine Mythe von Karl Immermann**, (Düsseldorf 1832) eine Mythe

bei unserm Lesepublikum, eine Art Sage bei unsern Literaten, die ihm kaum die Ehre einer vorübergehenden Erwähnung zollen. Und doch ist diese Mythe die mystische Rose in der buntscheckigen Musterkarte von hundert verschiedenen Baustylen, welche man die heiligen Hallen unsrer Poesie nennt; die mystische Rose mit den satten tiefglühenden Farben, durch welche der Strahl des Lichtes in alle Tinten des Prismas sich bricht, mit den wundersamen blutigen Schildereien aus der christlichen Historie, wodurch das bleiche Naturrallicht fallen muß, um seine Weihe zu bekommen, ehe es leuchten darf in dem Heiligthume.

Ich halte den Merlin für das reichste, das tiefsinnigste, in den Einzelheiten bezauberndste, im Ganzen gelungenste von allen dramatischen Werken Immermann's; und wenn mein Enthusiasmus für dies Meisterstück der Romantik auch nicht so blind ist, um Mängel der Form, Dunkelheiten, einzelne Verstöße gegen die Anforderungen der strengsten ästhetischen Kritik zu übersehen, so glaube ich doch an dieser Stelle wo es eine Pflicht der Pietät zu üben gilt, die angenehmere, wenn auch nicht leichtere Aufgabe literarischer Besprechung lösen und lediglich auf die Schönheiten der Dichtung aufmerksam machen zu dürfen.

Merlin ist ein Held der gelehrten ritterlichen Dichtung, und wenn auch in Volksbücher hie und da übergegangen, doch nur den wenigen Kennern jener ritterlichen Dichtung ganz bekannt; deßhalb möchte es zum allgemeinen Verständnisse des Drama's nöthig seyn, die Grundzüge der Sage hier vorauszusenden, welche Merlins Gestalt geschaffen, ausgebildet und überliefert hat.

Merlin gehört ursprünglich dem Gälenlande an und ist für Britanien Träger des druidischen Zauberwesens, so wie Malagys dies im Frankenlande repräsentirt; Malagys hat sich mannigfach mit dem einen der beiden Hauptsagenkreise des Mittelalters, mit dem von Karl dem Großen und

den Heymonskindern verschlungen, Merlin dagegen mit dem andern, tiefsinnigeren, spiritueelleren, dem von Artus, der Tafelrunde und dem fronen Gral. Bei Malagys tritt mehr die Praxis des Zauberwesens, bei Merlin mehr die Theorie, das übernatürliche Wissen, die Gabe der Prophetie hervor. Diese Umstände aber, die Ausbildung seiner Gestalt von der gelehrten Dichtung, die schon tiefere symbolische Bezüge ihm einlegen mochte, seine Verbindung mit der tiefsinnigsten Mähr des Mittelalters und der Blüthe aller Mystik, dem Glaubenssymbole des Grales, dann seine im Wissen und Durchschauen in der Erkenntniß bestehende Zaubrereigenthümlichkeit, machen grade Merlin zum geeignetsten Träger einer Dichtung, deren Vorwurf die Verhältnisse des Glaubens und der Erkenntniß, die Probleme des Jahrhunderts und der Menschheit werden sollten, so daß wir schon hier in Beziehung auf die Wahl des Stoffes, den glücklichen Griff des Dichters anerkennen müssen.

Merlin ist der Sohn des Teufels. Nachdem der Sohn der Jungfrau als Heiland in die Hölle niedergestiegen, halten die Teufel Rath, wie dem Schaden zu wehren sei, den der Besieger ihres Reichs ihnen zufüge, wie sie dem Werke der Erlösung ein anderes gegenüberstellen, das den Verlust der Verdammniß wieder einbringe. Da beschließt der, welcher ist der Abweg, die Lüge und der Tod, sich ebenfalls einen Sohn zu zeugen, der, von einer Jungfrau geboren, ihm zu Willen und Werkzeug sei auf Erden. Merlin ist der Sohn des Teufels; aber von der im Schlafe bezwungenen, frommen, Christo zugewendeten Mutter empfängt Merlin die reine, dem guten Wollen ergebene Seele, vom Vater nur den Leib und die übermenschliche Erkenntniß, den Geist; der Teufel hat ihn geistreich gemacht. Schon früh zeigt der Knabe die Gabe der Wahrsagung; und als Boten vom Bretonischen König Vortigern kommen, welche „das Vaterlose Kind“ suchen, läßt er von seinen Spielgenossen mit diesem Namen sich schmähen, daß jene ihn mit sich nehmen und

zum Könige der Bretonen führen. Dieser Vortigern ist eigentlich Seneschall eines erschlagenen Königs Moines gewesen und hat sich zum Herren aufgeworfen; aber die Rache der Brüder des Erschlagenen, der rechten Thronfolger, Pendragon und Uter, fürchtend, hat er beschlossen, einen Thurm erbauen zu lassen, zu dessen Vollendung, wie seine Astrologen ihm sagen, eben jenes „Vaterlose Kind" nöthig ist. Der Thurm kommt durch Merlin zu Stande; als „Wasserfühler" heißt er zuerst einen Teich unter dem Grunde des Baues aufgraben und abfließen lassen, dann noch tiefer zwei schlafende Drachen aus ihren hohlen Steinen wecken, daß sie mit einander kämpfen und sich vertilgen; einer der Drachen ist roth, das Sinnbild der Bretonen, der andre weiß, das Sinnbild der Angelsachsen; der weiße aber besiegt den rothen. „Nun kommt der Geist über den Knaben und er hebt an zu klagen die Geschicke seines Stammes, der wie hier im Bilde, bald in der That den Fremden vom Aufgang her erliegen soll; jedoch der Eber von Kornwall, den die Völker dereinst hoch preisen werden im Liede, naht mit Hülfe und die Inseln des Meeres werden ihm gehorchen. Und so fährt er fort, die Zukunft des Volkes auf mehrere Jahrhunderte hinaus weissagend anzudeuten, und der Sang, den er gesungen, ist die sogenannte Prophetie des Merlin, die Gaufred von Monmouth um das Jahr 1142 aus dem Bretonischen in's Lateinische übersetzte."

Merlin wird nun der unentbehrliche Rathgeber der Bretonen-Könige, des Vortigern, Pendragon's und Uter's. Dem Letztern verhilft er zu der schönen Yguerne, der Gemahlin des Herzogs von Tintayol, die so lieblich, daß nach der gebenedeyten Jungfrau Maria nie eine Christin holdseeliger und schöner geboren sein mag; zum Lohn läßt Merlin ihren und Uter's Sohn, Artus, sich übergeben und ihn aufziehen. Nach Uter's (Uterpendragon's) Tode wird der junge Artus König des Landes und der Tafelrunde, die Merlin

schon dem Pendragon, des Artus Oheim, zu Karduel in Wales eingerichtet hat. Merlin ist der allmächtige Zauberer, aber sein Sinn steht immer auf das Gute und Rechte: so ist die runde Tafel aufgerichtet zu Ehren der Tafel, woran Christus mit seinen Jüngern das Osterlamm gegessen hat: ihren Rittern bringt er die erste Kunde von dem heiligen Gral, der Schaale, worin das Abendmahl eingesetzt ist, und worin später Joseph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten aufgefangen hat. Von Zeit zu Zeit zieht er zum Meister Blasius nach Northumberland, dem Einsiedler, der schon seiner Mutter Freund und Rather gewesen ist, und der in ein pergamentnes Buch die Kunden aufschreiben muß, die Merlin ihm vom Grale diktirt. Zuletzt findet seine Macht ihr Ende durch Nyniane, die schlaue Tochter eines Ritters Dionas, des Herrn vom Briogner Walde. Das geschah, wie die Sage erzählt, also: „Nyniane war zwei und zwanzig Jahre alt, als Merlin durch den Wald Briogne kam, er hatte auf diesem Wege die Gestalt eines jungen schönen Edelknechts. Da er nun durch den Wald ging, kam er an eine sehr schöne Quelle, die so klar über den feinen weißen Sand hinrieselte, daß es schien, der Grund sei vom feinsten Silber. Jeden Tag kam Nyniane an diese Quelle; so fand Merlin sie an ihrem Rande sitzen und sie dünkte ihm von solcher göttlichen Schönheit, daß er ganz betroffen stehen blieb und nicht weiter konnte; er sah sie unverwandt an und es war ihm immer, als hätte er ihr etwas zu sagen; endlich redete er sie an, die Dame grüßte ihn wieder auf eine wohlgesittete feine Weise und auf ihre Frage, wer er sei, erwiderte er: ich bin ein fahrender Edelknecht, ich suche meinen Meister, der mich eine sehr schätzenswerthe Kunst lehrte. Welch eine Kunst ist diese? fragte die Jungfrau. — Ei, er lehrte mich, daß ich, wo es mir gefiele, sogleich ein Schloß sich erheben lasse, mit vielen Gewaffneten darin, und welche von außen, die es belagern. Auch kann ich auf dem Wasser gehen,

ohne mir die Sohlen zu benetzen, kann einen Fluß entstehen lassen an einem Ort, wo niemals einer war. — Nachdem sie so eine Weile gerebet, steht Merlin auf, entfernt sich ungefähr einen Bogenschuß weit von ihr, bricht eine Ruthe ab und macht damit einen Kreis um sich her. Dann geht er wieder zu der Jungfrau, die gern bereit ist, seine Vertraute und Freundin auf Lebenszeit zu sein. Nach einer kleinen Weile blickt sie von ungefähr nach dem Orte hin, wo er den Kreis gezogen, und siehe da, es kommen Damen, Ritter, Fräulein und Edelknechte daher spaziert, halten sich bei den Händen angefaßt und singen mit so lieblicher Stimme und so herrliche Weisen, daß man die Harmonie der Engel im Himmel zu hören geglaubt hätte: „Keines Mannes und keiner Frauen Herz war wohl jemals so wach, daß es nicht bei Anhörung dieser wundersüßen Musik eingeschlummert wäre.“ Durch solche Künste gewinnt er Nynianens Herz, die selbst Zauberin und der sieben hohen Wissenschaften Meisterin ist, und ihm endlich den Zauberspruch entlockt, womit sie ohne Ketten, ohne Thurm und ohne Mauern, bloß durch die Kraft des Zaubers einen Mann sich fesseln könne. — „Eines Tages nun, erzählt die Sage weiter, gingen sie Hand in Hand im Walde von Broceliande lustwandelnd. Als sie sich etwas ermüdet fühlten, setzten sie sich unter einer großen Weißdornhecke, die eben süß duftend blühte, in's hohe kühle Gras nieder und scherzten und ergötzten sich mit süßen Liebesworten und Werken. Merlin legte dann seinen Kopf in den Schooß seiner Freundin und sie streichelte seine Wangen und spielte mit seinen Locken, bis er einschlief. Da stand sie leise auf, nahm ihren langen Schleier, umgab damit die Weißdornhecke und vollendete die Bezauberung ganz so, wie er solche sie gelehrt. Als Merlin nun aufwacht, dünkt ihm, er wäre in einem entsetzlich hohen festen Thurm eingeschlossen, und läge auf einem kostbaren herrlichen Bette.“ Seine Macht aber ist gelähmt, der Zauber nicht wieder zu lösen, nur

von Nynianens Besuchen getröstet, muß er ewig im Thurm weilen. Wie, ruft Gawein aus, der ihn nach langer Irrsal findet, wie kann Dir, dem Weisesten der Menschen, solches begegnen? — Ich bin auch zugleich der Thörichtste, antwortet Merlin, denn ich liebe eine andere mehr, als mich selbst, und lehrte sie, wie sie mich fesseln könne, und nun kann keiner mich befreien. —

Eine andere Sagenhafte Gestalt, welche in Immermann's Drama auftritt und sich Merlin feindlich gegenüber stellt, ist Klingsor. Klingsor ist nach Wolfram von Eschenbach ein Neffe des berühmten Zauberers Virgilius von Neapel; er gebietet im Lande Calabrien als Herzog; seine Zaubermacht ist egoistischer und nicht so eudämonischer Natur, wie die Merlin's. Um des Friedens willen muß ihm ein König Irot einen festen Berg schenken, auf dem er das Wunderschloß castel marvale marveil erbaut; darin richtet er eine Säule auf, von welcher sich alles acht Meilen in der Runde erschaut; nachdem er den Klingsorwald um dasselbe angepflanzt, raubt er bei des Artus Hochzeit 400 Frauen, die Gawain wieder löst. Klingsor steht also eigentlich der Massonie der Tafelrunde feindlich gegenüber; Accedille, Uterpendragons Schwester, paralysirt seine Zauberkünste: unser Dichter aber hat ihn mit der Tafelrunde verbündet, so viel sein Egoismus ein Bündniß zuläßt. Der Klingsor des Wartburgkampfes ist ein anderer: dieser sagt, seines Ahns Urahn sei der Schreiber jenes Herzogs von Calabrien gewesen.

Die Bedeutung des Artus'schen Sagenkreises, der in den Bereich der Immermann'schen Dichtung gezogen ist, zu erörtern, würde hier zu weit abführen. Ich führe nur an, daß er älter wie der von Karl dem Großen, auch eine Art höherer Weihe trägt, daß er, mit den tiefsten Mysterien des mittelaltrigen Glaubens in Verbindung gebracht, seine Massonie den Paladinen Karl's wie Priester bloßen Laien gegenüber stellt: die Paladine streiten für Verbreitung des Christen-

thums, wie es aller Welt aufgehen soll; die Massonie strebt nach der Erkenntniß der dunkelsten Geheimlehre und ihrem Symbole, dem heiligen Gral. Jene wollen, daß das Wort Gottes über alle Lande und Völker leuchte, wie eine nie zu Rüste gehende Sonne: die Massonie will im Strahle des fronen Blutes wohnen, das nur den Auserlesenen leuchtet: obwohl Christi Tod die Welt zur Salvaterra gemacht hat, will sie ein besonderes Land des Heils für sich, sie will in Montsalvatsch dem hohen Dome dienen, in dessen wundersamen, den Augen gemeiner Sterblichen entrückten Hallen, die in der Zeit geschehene Offenbarung für sie eine ewige wird, wo das Wort des Erlösers täglich in Flammenschrift aus dem funkelnden Kelches-Kleinod zu den Templeisen spricht. Sie will auch ohne das Wunder der Wandlung mit dem Gotte verbunden, und schon hier auf Erden in das sichtliche Reich ewiger Gnade aufgenommen sein. So hat schon die Sage Artus und die Tafelrunde zu Trägern höherer exclusiver Beziehungen gemacht, ihnen ein Gepräge theosophischen Tiefsinns aufgedrückt und den Gral selber als Hort einer esoterischen Erkenntniß zum Repräsentanten aller Geheimlehre ausgebildet. Wo wäre ein besserer Stoff für die Romantik zu finden gewesen, die aus ihrer bloß spielenden Eigenthümlichkeit, aus dem bloßen Ergötzen durch das Wunderbare, das Poetische, die selbstbespiegelnde Selbstironie u. s. w. herausgehen, die dunkeln Räthsel des Glaubens und der Erkenntniß in sich aufnehmen und mit der Theosophie der Zeit, dem esoterischen Philosophismus und seinem exclusiven Erkenntnißhochmuth sich in Berührungen setzen will? —

Immermann hat, was von der Geschichte des Grals zum Verständniß seines Merlin nöthig ist in dem „Reisejournal" Seite 352 selbst ausführlich erzählt und kann ich hier mich darauf beziehen, und zu einigen Worten über das persönliche Verhältniß des Dichters zu seinem Werke übergehen.

II. Der Dichter.

Das Auftreten Immermann's als Dichter (während seines Aufenthalts zu Münster 1820) fiel in eine Zeit, wo junge literarische Kräfte noch nicht wie in der unsrigen so allgemein einer kritischen Thätigkeit sich zuwendeten. Ein junger Schriftsteller, dem zur Lyrik die Begabung, zum Roman und der Novelle die Lebenserfahrung und die Menschenkenntniß mangeln, beginnt jetzt damit, die bittere Wallnußhülse vom Kern seines Talentes allmählich in kritischen Exerzitien abzuschälen. Anders in jener Zeit. Wer zu einem Namen kommen wollte, mußte durch Schöpfungen und durch selbstständiges Erzeugen seinen Beruf bewähren. Dies ist lange Immermann's Unglück gewesen. Denn Immermann's Dualismus, wie man es treffend genannt hat, bestand darin, daß er eben so sehr Kritiker als Poet war, und beide Momente seiner literarischen Thätigkeit nicht nach zwei verschiedenen Seiten hin in zwei geschiedene Stromesbetten von sich ausfließen lassen konnte. Hätte er in Kritiken seine Verstimmungen, die Ansichten und Irritationen seiner kritischen Natur aussprechen können, dann wären seine poetischen Schöpfungen freier geblieben von den Disharmonien, die durch den Kampf von Verstand und Phantasie in sie hinein kamen. Jedes dieser Elemente hätte seinen eigenen Bereich gehabt und nicht durch Mischung sich einander verunstaltet: durch die phantastischen frohen Arabesken seiner romantischen Muse hätte nicht oft ein finsteres saueres Gesicht voll praktischen Verstandes und ernsthafter grimmiger Verneinung gelugt; denn Immermann begann als Romantiker, und die Romantik verträgt am allerwenigsten den nüchternen Verstand und die Kritik als Pathen bei ihren Geburten. Das ist es auch, was aus frühern Schöpfungen unsers Dichters immer etwas Unbefriedigendes herausfühlen ließ. Sie waren schön, aber es fehlte etwas zur vollen Schönheit: sie waren appro-

rimative Größen, keine vollendeten. Der Verstand und die Phantasie führten in ihnen keine ächte Ehe, keine **mariage de coeur**, sondern eine **de raison**: der Verstand machte den schmollenden nüchternen Hausherrn, wenn seine poetische Frau ihr tolles Spiel begann, und dadurch ward es gestört und Keiner von beiden kam zur vollen Entwicklung seiner Natur. Endlich schrieb Immermann das Reisejournal (1831). Hier konnte er aller Verstimmungen, aller kritischen langgesammelten Schärfen sich entladen, und was etwa noch zurückgeblieben, nahmen wie eine Nachkur die Briefe an Michael Beer auf. Das Reisejournal gewann seinem Verfasser keine Freunde; aber es diente ihm als Brücke in ein Gebiet, auf welchem ihm die Anerkennung der Nation zu Theil werden sollte. Es war das Manifest eines Einsiedlers an die Welt: die Einsiedelei hörte damit natürlich auf. Das Buch wurde der Wendepunkt in Immermann's literarischem Leben; die poetischen Schöpfungen, welche nun folgten, waren freier, gesunder, sie waren ganz poetische Schöpfungen; und taucht auch in den Epigonen, dem Münchhausen die Kritik wieder hie und da auf, so war doch das Werk, welches zunächst dem Reisejournal folgte, der Merlin, endlich eine reine dichterische Schöpfung — ein vollendetes Ganze, vom Anfang bis zu Ende dieselbe Poesie athmend; denn was dies Drama an Anspielungen enthalten mag, die der Kritik, an Ideen, die der Philosophie angehören, — alles das ist so verarbeitet und oft lyrisch getränkt, daß es überall wie rein dichterischer Gedanke sich darstellt.

Der Merlin entstand nach der Julirevolution. Es war die Zeit, wo man mit der Romantik, die schon vorher Manchem die Sehnsucht nach einer weitern, höhern Phase der Literatur im Geheim erregt hatte, öffentlich brach; wo sich die Idee von einer neu aufstehenden Zeit aller strebenden Gemüther bemächtigte. Dieser Umstand ist nicht ohne Einfluß auf unsre Dichtung geblieben. Sie gehört, wenn man will,

der Romantik an; aber ich glaube nicht unrecht zu sehen, wenn ich Merlin oft für den Träger jener eigentlich modernen, antiromantischen Idee halte, wenn er mir anzudeuten scheint, daß nur durch Vermählung der alten einzigen christlichen Wahrheit mit der neuen Bildung der Paraclet einer neuen Zeit erzeugt wird, als welchen Merlin sich proklamirt. Darum konnte ich das Buch oben die mystische Fensterrose am Tempel unsrer modernen Literatur nennen. Immermann sagt ja selbst, er habe in einem gothischen Dome „die Betonung der Parthie des Gral im Merlin" gefunden (Reisejournal, S. 6).

Es ist freilich mißlich und gewagt mit solchen Auslegungen. Der competenteste Richter über Immermann's Weise zu schaffen, spricht sich brieflich so darüber aus: „Immermann legte niemals seinen Gedichten bewußter Weise einen Gedanken zum Grunde, für den er dann in bestimmten Gestalten Träger und Ausdruck suchte. Irgend eine Beobachtung oder eine innere Betrachtung erregte ihn, gab ihm eine Empfindung, einen Gedanken, der aber sogleich auch Gefühl wurde und die Ahndung einer Lebensgestalt enthielt. Dieser Keim ruhete nun in seinem Geiste, bis die Phantasie ihn mit einem Körper umkleidete, zu einer lebensfähigen Gestalt machte und (da jede Gestalt nur unter Umgebungen gedacht werden kann) mit andern Gestalten umgab, an denen sich ihr Wesen entwickeln konnte. Der erste Moment der Erzeugung war gewöhnlich ein höchst flüchtiger, unbemerkbarer; die weitere Reife ein verborgener innerlichster Prozeß. Das Bewußtsein des werdenden Gedichts trat erst dann ein, wenn die Gestalten schon lebensfähig, wenn auch noch nicht völlig erwachsen, vor das Gemüth des Dichters traten. Jetzt waren sie aber auch selbstständig, nahmen für sich das Interesse in Anspruch. Die Phantasie hatte ihnen mindestens eben so viel verliehen, als jener erste Gedanke. Es konnte nicht die Rede davon sein, sie bloß nach diesem zu beurtheilen

oder zu richten, weder der Dichter noch seine nächsten Freunde konnten diesen Gedanken auch nur bestimmt angeben, formuliren.

Ich glaube, es geht jedem wahren Dichter so. Natürlich machen sich dann in dem Gedichte jene Gedanken (oder Empfindungen?), welche den Dichter zuerst begeisterten, wieder geltend, der Leser wird mehr oder weniger davon berührt. Wenn sich aber diese Erregung in ihm in bestimmten Gedanken ausspricht, so darf man nicht vergessen, daß bei diesen auch seine Subjektivität mitwirkt. Es gehört daher zu den Vorzügen, oder wenn Sie wollen, zu den nothwendigen Eigenschaften eines Gedichts, daß der Gedanken kern desselben sich verschieden auffassen läßt. Es ist mehr die Seele eines Gedankens als ein bestimmter Gedanke selbst, und die Leser entdecken darin Sachen, welche der Dichter gar nicht beabsichtigt, wenigstens nicht bewußter Weise hineingelegt hat.

Wenn dies von jedem wahren Gedicht gilt, so findet es auf den Merlin ganz besonders Anwendung. Denn hier ist der Gedankeninhalt der allerzarteste, feinste, eben daher auch höchst vielgestaltet. Es ist, wenn Sie wollen, nichts als der alte Gedanke jeder Tragödie, unzähliger Mythen, das Tragische, das Schicksal des Menschen, der Zwiespalt der gottgleichen Freiheit und des irdischen, materiellen Dunkels, aber er erscheint in einer Form, die er noch nicht gehabt hatte, an Gestalten, welche das Maaß des Menschlichen überschreiten. Es wird daher an den Leser die Anforderung gemacht, daß auch seine Phantasie kräftig genug sei, um dem Dichter in diese Regionen zu folgen. Daß hiezu eine gewisse Reife und Kraft des Gedankens im Leser erforderlich ist, will ich nicht läugnen, aber wenn er sich selbst nicht hemmen will, darf er wohl nicht den Gestalten bestimmte Gedanken unterlegen, durch welche ihnen der zarte, ätherische Leib nur verletzt werden könnte. Dies schon bei den Begabten; wenn nun aber schon an sich nicht zu Viele an Gedanken und Phantasie gleich begabt sind und hinlänglich,

um diesem Gedichte zu folgen, so würde man denen, deren Phantasie ohnehin nur mit Mühe sich soweit aufschwingt, einen Nachtheil zufügen, wenn man ihnen abstracte (und wie erwähnt unzureichende) Gedanken unterlegen wollte." —

Trotz dem aber läßt sich nicht läugnen, daß der Merlin wie jedes ächte Gedicht einen gewissen Gedankenkern, eine ihm eigenthümliche, concrete Idee besitzt, die der Dichter ihm bewußter Weise einlegte, und welche die Kritik bestimmt anzugeben wissen muß. Immermann selbst hat sich über sein Werk mehrfach ausgesprochen, er nennt es das liebste seiner Kinder, und äußert sich in den „Düsseldorfer Anfängen" (Deutsche Pandora III. 46) also über dasselbe:

„Merlin, den ich schon als Knabe durch Friedrich Schlegel's Erzählung kennen gelernt und seitdem immerdar im Herzen getragen hatte, machte mir grade damals die heftigsten Geburtsschmerzen und wollte durchaus an das Licht. Der metaphysische Gehalt dieser Fabel sagte dem speculativen Sinne meines Freundes besonders zu; sein liebevollstes Interesse hieß mein Stammeln von ihren eigentlich unaussprechlichen Geheimnissen willkommen. Noch erinnere ich mich des Märzabends, an dem ich ihm draußen im Freien die Intentionen der Scene zwischen Merlin und Satan am Grabe der Mutter bei Stonehenge klar zu machen suchte. Es gelang nicht ganz, denn ich trug sie im Gefühl, nicht in Worten bei mir. Aber uns umstrichen die ersten scharfen, Wunder verheißenden Lenzeslüfte, der Mond schien und schien auch nicht, denn ein Chaos von Wolken wühlte sich durch den Himmel. Da wies ich ihn zuletzt an Lüfte, Mond, Wolken und Himmel als Dollmetscher." —

Und ferner: „Andere sagten, ich habe den Faust überbieten wollen. Der Vorwurf traf nicht. Ich war gar nicht in das Gebiet des Faust eingetreten. Nicht die Sünde schwebte mir als das Unglück der Welt vor, sondern der Widerspruch. Merlin sollte die Tragödie des Widerspruchs

werden. Die göttlichen Dinge, wenn sie in die Erscheinung treten, zerbrechen, decomponiren sich an der Erscheinung. Selbst das religiöse Gefühl unterliegt diesem Gesetze. Nur binnen gewisser Schranken wird es nicht zur Karrikatur, bleibt aber dann freilich jenseit der vollen Erscheinung stehen. Will es in diese übergeben, so macht es Fanatiker, Bigotte. Ich zweifle, daß irgend ein Heiliger sich vom Lächerlichen ganz frei gehalten hat. Diese Betrachtungen faßte ich im Merlin sublimirt, vergeistigt. Der Sohn Satans und der Jungfrau, andachttrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichsten Wahnwitz." —

III. Das Gedicht.

Diese Winke, die uns zum Verständniß des Werkes gegeben sind, treten als Führer mit uns bis an die Pforten hinan; wenn wir aber die Schwelle selbst überschreiten, sehen wir uns wie in einen Bau gothischer Architektur versetzt, wo eine mystische Dämmerung über den Symbolischen Bezügen der Einzelheiten webt, wo man nicht weiß, ob die drei Thürme z. B. die Nägel des Kreuzesholzes oder die Dreifaltigkeit oder die ersten Boten des Evangeliums, die drei Könige aus dem Morgenlande bedeuten. Nur die Hauptidee des Ganzen hat der Dichter uns genannt; wie sie im Einzelnen durchgeführt ist, welche Folgerungen sich aus ihr entwickeln, muß nur zu oft eines Jeden Auffassung und Gläubigkeit überlassen bleiben. Es ist das ein Reiz des Gedichtes mehr; jene gothischen Baue, womit wir es vergleichen, macht ja das Unerfaßliche, Vieldeutige, Unendliche, was darin weniger ausgesprochen als angedeutet ist, zu Stätten einer so innigen Andacht für unser Gemüth, wie kein anderer Tempelbau sie wecken mag.—

Was deshalb hier als Erläuterung gegeben wird, kann oft keinen höheren Anspruch als den der Hypothese machen,

die nur salvo meliori zu sprechen wagt; und ich glaube, daß Werke wie der Merlin, von einem Dichter wie Immermann, wohl den Respekt verdienen, der eine laut aburtheilende, mit allem rasch fertige Stimme unziemlich macht. Die Pforte des Buchs bildet eine Zueignung, ein Gedicht von ausgezeichneter Schönheit, in der Form, welche, von den Dichtern des Südens geschaffen, Calderon z. B. zu seinen Monologen braucht. Dem Dichter erscheint die Fabel „ein Mägdlein auf schlankem Schecken," mit ihrem Gefolge und ihren Attributen; sie wirft ihm eine Rose zu und ihre Erscheinung bringt ihm „ein gründlich Hoffen,"

„ — — Und manche düstre Frage
Ward mir gelöst und Alles ward Geschichte."

sie weckt ihm die genetische Anschauung der Dinge, läßt ihn dieselben vom Raum in die Zeit übersetzen, daß das todt ruhende lebendig wird; sie macht ihn zum Dichter, dem alles Geschichte wird, Entfalten, Leben. Novalis fand in der Fabel ewige Wahrheiten, das sittliche Gefühl eines Volkes und sein tiefeigenstes Gemüth darin ausgesprochen; so ist ihm z. B. der Kuß des Drachen im Mährchen die Selbstüberwindung der Religion; er sagt sogar, jede ächte Geschichte müsse zugleich Fabel scheinen können und nähme sich so aus. Eine kühne und doch tiefe Idee! Immermann, sehen wir hier, gibt der Fabel eine gleich tiefe Bedeutung. — Die Rose führt ihn darauf in Kirchenhallen, wo ein ewiges Weib thronend in kühngewölbter Blende sitzt, von deren Augen allein das Licht ausgeht, und deren Attribute, wie Kelch, Anker, Kreuz, sie als die christliche Poesie bezeichnen. Sie lehrt die Fabel. Umher stehen Wolfram von Eschenbach, der Gottverworrene Mund, der Fabel Schwatzen in bunten „Laichen" (lay, Form der Minnepoesie,) aufschreibend, dann Gedankenaufgezehrt der große Dante, und ferner:

Novalis! Frommverwundert
Fragt ich mich oft: wie schritt er
Der Fremdling in dies nüchterne Jahrhundert? —

Aber noch Andere, als der Dichter, haben den Zuganh zu dem Heiligthum gefunden:

Du lehnt'st am nächsten Pfeiler,
Gleich mir Ehrfurchtbezwungen,
Anbetender Verweiler,
Wo wir dem Wesen sah'n den Schein entsprungen.

Diese Gestalt, die mit unserm Dichter aus derselben Quelle schöpft, aus welcher als dem Wesen der „schöne Schein" ihrer Dichtungen fließt, wird Tieck bedeuten sollen, zu dem Immermann bekanntlich eine hohe Verehrung trug. —

Das Vorspiel des Drama's eröffnet den Blick auf eine Felsengegend, in welcher Satan und Lucifer zu einer Unterredung zusammengetroffen sind. Lucifer sucht seinen Herrn zu trösten, der in Traurigkeit verfallen ist über die Vergeistigung der Materie durch die Erlösung:

Denn es ist wahr, es geht ein Fächeln
Auflösend über's Erdenrund,
Mit süßem, mildem, frischem Lächeln
Beschwören sie den neuen Bund;
Die alten Jubelklänge dehnen
Sich aus in feierliche Weisen,
Die Steine selbst ergreift ein Sehnen,
Zum Himmel leicht empor zu reisen.
Die Pforte reckt sich auf als Bogengang,
Um droben zu vernehmen hold Gerüchte
Die kurze Säule wächst zum Pfeiler, schlank,
Und trägt, ein Baum, granitne Blumen, Früchte.

Satan zürnt, daß die Erde „die Tochter seiner Flammen" von seiner Herrschaft losgerissen wird; denn wunderbarer Weise scheint der Dichter Satan als Demiurgos, die Natur als eine Schöpfung des Bösen anzunehmen. In diesem

Sinne sagt Lucifer „Dein Feuer ist es, was uns nährt," nach der alten von spätern Theosophen erneuerten Idee, die Welt sei aus dem Elemente des Feuers entstanden und müsse einst sich wieder in dasselbe auflösen, womit übereinstimmend der magister teutonicus Böhme sich philosophus per ignem nannte, weil er die Idee hatte, das durch Wasser temporirte Feuer sei allgemeine matrix.

Der Vers: „Und da die Welt nur ruht auf meiner Schwere," deutet Satan als Repräsentanten der Contraction an, als sey er die Schwere, die das Princip aller Individualität, aber auch aller Selbstsucht ist, im Gegensatz zu dem allbelebenden expansiven Lichtprincipe. Satan deutet auf einen Hof in der Ferne, wo man zu dem Besitzer dessen schöne Tochter treten sieht; die Blicke seines großen strahlenden Auges krallen sich mit wildem Ausdruck an die lichte Erscheinung an, dann dräut er gen Himmel:

Daß uns nichts bleibt, als nachzuäffen!
Er hat das Erfinden, hat das Treffen!
Doch was ihm glückt, kann uns gelingen,
Wir wollen uns, wie er verjüngen.
— — — — — — — — — —
So wollen wir gleichfalls uns zeugen den Erben
Der Mensch ist nur durch den Menschen zu werben.

Dieser Entschluß des Teufels ist kein willkührlicher, von der Sage erfundener; er ist dem alten Glauben von seiner Affennatur, von seiner secundären Stellung im Weltall gemäß: Zoroaster schon läßt Ahriman bei jedem Schöpfungstage dem Ormuz zum Trotze die Werke der Gegenschöpfung machen, gegen die Engel die bösen Geister, gegen die Menschen die Affen, gegen die Blumen die Giftpflanzen. Die Sage läßt den Teufel die Neger machen, nachdem Gott den Weißen erschaffen hat. —

Die ganze Scene ist von einer erhabenen großartigen Poesie; sie bildet den festen, in grandiosen Quadern aufge-

thürmten Unterbau des ganzen Werks. Die Charaktere des Lucifer, der die mobile Erscheinung oder den mit dem Wechsel der Zeiten veränderlichen Reflex des Radicalbösen repräsentirt und Satan's, der die stetige Quelle der Finsterniß ist, sind mit urkräftiger Hand gezeichnet. Satan ist z. B. großartiger ernster, imponirender als der Mephistopheles des Faust; er ist mehr das Radicalböse als die Grundverderbtheit, man muß eine Art Respekt vor ihm haben, den man vor dem Mephistopheles nicht hat; er flößt Grauen ein, der letztere mehr Abscheu; er repräsentirt die „Pforten der Hölle" in ihrer Gewaltigkeit, bei Mephistopheles tritt mehr die Klugheit der Schlange" hervor, und er ist oft mehr advocatus diaboli, als diabolus selbst.

Eine zweite Scene zeigt uns Candida, die Jungfrau, wie sie in die Wüste zu ihrem geistigen Vater Placidus (Meister Blasius aus Northumberland in der Sage) kommt, um dem Lärmen von Gästen in ihres Vaters Hause zu entfliehen, der ihre sensitive Seele verletzt; sie will die Nacht in einer seinem Aufenthalte nahen Höhle zubringen. Placidus ist spät, durch Lebensschicksale, zur Erkenntniß gekommen; Candida hat sie durch angeborne Intuition und die reine Gläubigkeit ihres Gemüths; jener ist scheu, er hat mehr die Furcht Gottes, diese tritt glaubensstark und kühn dem ihr erscheinenden Satan gegenüber; beide bilden so einen anmuthigen Gegensatz. Sie sagt:

Stets wird den Geistern scheu
Das Wunder fehlen
Doch ewig zeugt sich's neu
Den heil'gen Seelen!
Fällt nicht ein Licht herab
Auf meine Scheitel?
Oeffne Dich, süßes Grab,
Die Welt ist eitel!

So tritt sie in die Höhle, wo nun Satan im Schlafe

sie bewältigt. Am Morgen kommt Placidus mit Lilien aus seiner Grotte, um etwas an Friar Lorenzo in Shakspeare's Romeo und Julie zu erinnern; Candida aber tritt wieder auf im wirrsten Taumel der Besessenheit; ein eigenthümlicher und glücklicher Gedanke des Dichters läßt sie durch die Berührung Satans dämonisch hellsehend werden; sie schaut durch die Oberfläche der Erde, als ob sie von Glas sei. Ihre Worte sind erschütternd grausenhaft, von einer wahrhaft dämonischen Phantasie zeugend:

Und ich schaue durch zum Abgrund, und da sitzt ein tapfrer Riese.
Auf dem Thron erbaut von Schmerzen, in der ew'gen Qualenwiese,
Und die düstren Helden sitzen ringsumher auf Stuhl und Bank,
Und die Hölle singt dem Kön'ge einen schönen Lobgesang;
Und die Mauer seh ich ragen von Jahrtausend alten Sünden
Und zahllose Seufzer wehen, die nicht konnten Ruhe finden.
Dieses herrliche Gebiete schließet ein der Strom der Gräuel,
Im Unendlichen dann ball'n sich ungeborne Sündenknäuel
Deine Frevel, alter Heuchler, mehren auch der Tiefe Schätze,
Denn ich seh sie und Du glaub es, denn Dir sagt es eine Metze!
Warum trägst Du diese Lilien? Todte Furienangesichter,
Wollt Ihr spotten? Ich zertret' Euch, leichenernste Sittenrichter!
Fluch dem Himmel, Fluch der Erde! Allem Fluch, was Leben heißt,
Du allein mein starker Bräut'gam, sei gelobet, sei gepreißt.

Aber Thränen lösen bald darauf ihren Jammer wieder und sie blickt endlich rein und demüthig zum Himmel auf.

Das Stück selbst beginnt jetzt unter dem besondren Titel: der Gral. Die Scene ist in Britanien, während das gelobte Land der Boden war, worauf das Vorspiel sich bewegte. Placidus tritt auf; wir hören von ihm, wie Candida in Reue und Gebet ihre Tage zugebracht und einen Sohn geboren, dessen erstes Augenaufschlagen den Einsiedler tödtlich erschreckt hat:

Wie aus des Abgrunds unterstem Verließ
Die hellen Grubenfackeln blinken.

So sah'n aus bodenloser Tiefe diese Lichter:
„Ist er“ sprach ich „der letzte Richter?“
Ich konnt' bei ihrem Blitzen lesen
Was vor Jahrtausenden gewesen,
Das sonst, das Jetzt, der Zukunft Gabe,
Und Weltenalt schien mir der Knabe.
Er brachte Zähne mit und trank
Der Mutter Brust nicht: All sein Drang
War nach der Taufe. So taufi' ich ihn,
Wie er mir selbst befahl: Merlin.

Drohungen gegen das Wunderkind und seine Mutter haben Placidus bewogen, es nach dem fernen Britanien zu bringen, wo er ängstlich das wunderbare Wesen seines Pflegesohns, den er liebt und doch scheut, zu enträthseln sucht. Merlin kommt, unbenetzt über die Wogen eines Flusses schreitend, und zeigt der Besorgtheit des Einsiedlers gegenüber alle die Eigenschaften seines Charakters, welche ihn zur anziehendsten Gestalt des ganzen Stückes machen; er ist bei seiner Allwissenheit bescheiden, demüthig bei seiner Kraft, kindlich ergeben gegen den Alten, den er übersieht, und dennoch fest, entschieden und stark: auch fühlt er einen gewissen Stolz auf seine übermenschliche Macht, mit der er eben ein gewaltiges Denkmal, die Steine von Stonehenge, auf seiner Mutter Grab aufgethürmt hat. Placidus scheint in dieser schönen tiefsinnig poetischen Scene als christlicher Priester das Princip der Stabilität, Merlin das der Progressivität zu vertreten: so mag der letztere ironisch mit Hinblick auf manche moderne Vertreter der Progressivität sich nennen:

Die arme Waise Himmels und der Erden,
Unsel'ges Fertigsein und Nimmerwerden.

Aber er belehrt auch Placidus und sagt mit Bezug darauf:

Wer aber Dir und deiner Kunde traut,
Der hat in's Centrum klar hineingeschaut;

als ob die Stabilität, von der Progressivität berichtigt, zur absoluten Wahrheit gelange. Merlin hat dem Einsiedler die

tiefste Idee der Geschichte nnd des Seins aufgeschlossen, das Mark der Sache ihm gegeben, wie frischen Saft, den Lenzeswehen in der Birke schafft, nicht den dürren Schulwust, in dem die Schriftgelehrten mit Namen, Zahlen, hohlem Schall sich brüsten;“ nun erzählt er ihm „vom Grale das Mysterium,“ von des Menschensohnes Blut **sanguis realis**, woraus **saint gral** geworden ist: in den schönen Versen, die nun folgen, z. B.

Euch send' ich in die Breit' und in die Weite
Indeß versteckt gelegen
Den Tempel ich auf Montsalvatsch bereite. —

Und:

Als nun am bittern Holze
Der König hing der Tugend,
Fern war Petrus, der Stolze,
Und nahe weinte nur Johannis Jugend.

wird auf die zwiefache Richtung in der Auffassung der christlichen Lehre gedeutet, die öffentliche Verkündigung derselben oder die mystische einsame Pflege einer innerlichen unsichtbaren Kirche; Petrus, der jene darstellt, ist in's Weite gegangen; Johannes ist dem Herrn näher geblieben und so der geworden, auf den alle hyperspirituellen Ketzer sich bezogen, auf den die Tempelherrn schworen, dem die Fraticellen im 14ten Jahrhundert sich anschloßen, als sey sein Buch ein mystisches geheimes, das über den andern stehe. — Merlin erzählt, wie Joseph von Arimathia heimlich den Kelch bewahrt, bis er beerbt, verschollen und vergessen ist und endlich nach seinem Tode das Heiligthum wieder zum Himmel aufschwebt. Aber es hat sich von Neuem auf die Welt niedergelassen, jetzt ist seine dritte Offenbarung nahe; Merlin verwandelt sich zum Manne und spricht:

Und wieder bist Du, sanfter Gott, gefangen
Auf Montsalvatsch durch Deines Willens Kraft,
Dich hält der blöde Titurell in Haft,
Mit seiner Zunft der eingeengten, bangen.

Geendet ist das Niedersteigen itzt;
Dich heimzuführen auf der Bahn des Geistes
Wählst Du Merlin. Er leitet Dich, Du weißt es,
Den Rückweg, der von Deinem Feuer blitzt.

Ich bin, der wirbt die fürstlichen Gemüther,
Die Stirn vom Ruhm- und Minnekranz umlaubt,
Die Ritter, Damen, König Artus Haupt;
Dem heren Gral schaff' ich die ächten Hüter!

Die Deutung ist hier leicht. Das heilige Geheimniß des Seins Gottes unter den Menschen soll durch Merlins Geist als Segen an alle Menschheit kommen aus der Haft der blöden Exclusivität.

In der nächsten Scene tritt der Hofmarschall Kay auf, die stehende lustige Person der Tafelrunde-Romane; er soll das „Kind ohne Vater" beschaffen und schläft ermüdet vom fruchtlosen Suchen ein; Merlin gibt ihm, nachdem er den ihm erscheinenden Satan angewiesen hat, bei Stonehenge seiner zu warten, ein beschriebnes Täflein in die Hand; Kay bringt es dem Klingsor, den wir im folgenden Auftritt in Castel Merveil unter seinem Zauberapparate, in dem Kreise finden, den die Schlange Ophiomorphos um ihn und seinen Zwerg schließt. Klingsor ist Hofphilosoph und Zauberer des Königs Artus; er ist gezeichnet wie es seine fabelhafte Gestalt und seine der Sage angehörende Umgebung forderte, im zeitgemäßen Costüme würde ich sagen, wenn wir es mit einer bestimmten Zeit zu thun hätten; aber er repräsentirt oft augenscheinlich die schwachen Seiten neuerer hypersthenischer Philosophie, ja zuweilen geradezu die eines bestimmten hochstehenden Namens in der neueren Philosophie. Zuerst verwirft er die Worte des Kohelet, von der Eitelkeit aller irdischen Dinge; die Erde oder die Welt ist ihm das Fundament seines Bewußtseins, das durch sich Seiende; aber

gleich darauf bekennt er, daß die Hingabe an die Natur ihn um sein Leben gebracht habe:

Durch achtzig Jahr' erkor ich
Die Heil'ge, hab' ihr in's Auge geschaut,
An ihres Rockes Saum verlor ich
Die Sehnsucht um die schöne Braut.

Die schöne Braut ist die Weisheit, ihres Rockes Saum die Natur; er erkennt jetzt die Eitelkeit seines frühern Pantheismus, er kann nicht bei sich bleiben, weil er sich zur Natur geworfen hat, in dem für ewig und absolut gehaltenen Anderen sich abhanden gekommen ist; er hat seine Kraft der Natur angedichtet und dadurch an sie sich selbst mit seiner Freiheit verloren. Sein dialektischer Pantheismus hat ihn gebracht zu:

— — — ewigem Wandern,
Und hätte doch gern in mir die Rast:
Fühle mich nur noch im Andern,
Und bei mir selber bin ich zu Gast.

Der Zwerg sucht Klingsor wie Wagner den Faust mit seinem Hochmuth zu trösten; dann kommen Erscheinungen, zuerst ein blutender Antinous (eine Anspielung auf den Hyperion, der Hegels und Hölderlins Verhältniß, als beide in Jena für Alterthum und Natur sich begeisterten, in den Gestalten Alabanda's und Hyperions malt? Hegel vergaß ja auch bald seinen schwärmerischen Freund wie hier Antinous von Klingsor klagt.) Die Erscheinungen rufen die Bilder der schönsten Natur in Klingsor wach; Hamadryaden schließen:

Deine Kinder sind in Frieden, kannst Du deinen Zwist nicht zähmen?

D. h. so lange im Philosophen die ewige Dialektik, der immerwährend schaffende Proceß des sich selbst denkenden, in der Natur sich entfremdeten, im Menschen sich findenden Begriffs (Gott) währt, schafft dies, wie der Phantasierausch des Dichters in der Welt seiner Geschöpfe, wohl ein har-

monisches Ganze; aber die dauernde innere Harmonie und der Frieden des Gemüths, das Endziel aller Philosophie, ist dem Philosophen, der einer solchen Dialektik nachhängt, keineswegs dadurch verbürgt.

Der Zwerg setzt nun seine Trostversuche in Worten fort, die den Hochmuth eines Klingsorschen Philosophismus persifliren; sein Herr aber wendet sich von ihm und dem gräulich gespenstischen Liede, das er ihm singt, ab und der Schlange zu:

Ophiomorphos, aus dem Blick erzeugt,
Da in der Hyle Jaldaboth sich spiegelt — —
— — — — — — — — — — —
Antworte tiefe Selbstsucht der Natur!

Aber sie antwortet nicht: die Schlange zerfällt in Staub.

Nach den Gnostikern ist Ophiomorphos, (durch den Blick erzeugt) in deren Kreis sich Klingsor gebannt hat, die Sophia des Abgrunds: Jaldaboth ist der Jehova des Zornes, der nach Einigen der Gnostiker im alten Testamente hauste und den sie für einen grimmigen Naturgeist halten; Hyle aber bedeutet die Urmaterie. Die Spiegelung Jaldaboth's in der Urmaterie ist ebenfalls eine Lehre der Gnostiker; ihre Ansicht von der Materie als einer Schöpfung des bösen Princips, läßt alle materielle Produktion vom Bösen kommen. Wie nun Böhme sagt, daß, als die Sophia in dem Chaos sich spiegelte, dieser schöne Makrokosmus der Abdruck der ewigen Ideen geworden sei, so behaupten einige gnostische Sekten, daß eine andre analoge Spiegelung des finstren Jaldaboth in der Hyle der Schlange Ophiomorphos, dem Urbösen den Ursprung gegeben.

Klingsor nennt die Schlange, in deren Kreis er getreten, die tiefe Selbstsucht der Natur: er charakterisirt damit seine eigne Finsterphilosophie, die in einen egoistischen Kreis gebannt, den Gott in sich behaupten will und dabei sich unselig bei der Verneinung des wahrhaft Allgemeinen Gött-

lichen fühlt. Seine Weisheit ist vom Anblick des Jaldaboth, nicht aus der Erleuchtung der himmlischen Sophia entsprungen.

Es folgt die Unterredung Satans und Merlins bei Stonehenge, dem von Merlin aufgethürmten Grabe seiner Mutter. Wir sahen oben, wie es einst dem Dichter selbst nicht gelingen wollte, die Intentionen dieser Scene zu analysiren. Um so mehr muß ich darauf verzichten, den ganzen Reichthum der hier angedeuteten Ideen auseinander zu legen. Satan erscheint in seinem frühern eigenthümlichen Charakter, als Schöpfer und Demiurgos, dessen Namen achtungsvoll genannt wird von den Wissenden. Dies erkennt Merlin an, aber er behauptet seine Selbstständigkeit und weigert sich fest zu Satans Werkzeug zu dienen. Satan erzählt den Hergang der Schöpfung, daß es aussieht, als diene er dem All, wie die nöthige Galle dem Organismus, die nur in ihrem Ausbruch böse wird. Dann schildert er die Schönheit seiner Schöpfung, der Natur, und will Merlin zur Hingabe an die Materie bereden, und predigt endlich eine Emancipation von allem Spiritualismus ganz im Sinne, ja mit den Worten unsrer modernen Emancipisten, die man nur mit Ergötzen hier dem Teufel in den Mund gelegt finden kann. Merlin widerlegt ihn durch ein argumentum ad oculos, er zeigt ihm durch geöffnete Wolken die Herrlichkeit des Himmels, daß Satan sich selbst in seiner Uridee dort oben erblickt, wo die göttliche Weisheit den Keim zu Allem in sich trägt; Satan klagt über die Zerrissenheit, die Gott in seine (Satans) harmonische Schöpfung bringe; Merlin zeigt ihm in der Idee, der himmlischen Sophia, die Gegensätze versöhnt, ohne wechselseitige Störung oder Zerstörung; er zeigt ihm, wie es nicht auf die Vernichtung dieser Schöpfung von Gott abgesehen sey, wie Satan ihm unterschiebt, sondern auf deren Verwandlung in eine höhere, bessere, die begonnen, als Gott die Natur in seinen Arm genommen:

Und auf die Lippen der geschmückten Braut
Den Kuß gehauchet, welcher Christus heißt.

Den Silberblick der damit angebrochenen neuen Zeit nun zu fesseln, zu hegen, sei er, Merlin, da. Räthselhaft bleibt während der ganzen Scene das Verhältniß Satans zur Welt: für ihren eigentlichen Schöpfer kann der Dichter ihn unmöglich halten, denn der Teufel, die Negation, das Princip der Scheidung bleibt ganz im Dienste des ponirenden Princips, wenn dies auch nicht ohne jenes Mitwirkung die Schöpfung, die Scheidung des Chaos, zu Stande bringen kann; und doch soll Satan Demiurgos sein. Immermann wäre dann Manichäer geworden! Der Dichter führt nun nach dieser Scene, nachdem Satan resignirt sich enthoben hat und Merlin unter dem Sternenhimmel zum Gebete niedergekniet ist, alle die fabelhaft schönen, anmuthigen Gestalten der glänzenden Artuswirthschaft Euch vor; da kommen der hohe König mit seinem Seneschall, Gawein und Erek, Gareis und Kay, die Mynstrel und die Ritter, Ginevra und Lanzelot, die ganze funkelnde Pracht der Tafelrunde. Die klare Schönheit dieser Gebilde bedarf der Deutung nicht. Ein Mynstrel erzählt die Kunde vom Gral weiter, welche Merlin früher dem Einsiedler Placidus mitzutheilen begann; er schließt mit den Worten:

Das Weltengeheimniß ist nirgendwo; es ist nicht hier und nicht dorten,
Es schaukelt sich wie ein unschuldiges Kind in des Sängers blühenden Worten.

Von ganz außerordentlicher Schönheit ist hier vor Allem die Scene zwischen Ginevra und Lanzelot, der seine Dienste der holdseligen Königin weiht: was kann es prägnanteres geben, was, wo aus einem Worte schlagender der Zauber des tiefsten Gefühles uns erfaßte, als der Schluß ihrer Unterredung:

Lanzelot:
Was ist die Liebe, wenn in nicht'gen Bildern
Sie krank sich schwelgen muß,

Und wenn auf stillem Wege zum Genuß
Die Wünsch' in irrer Schattenqual verwildern?
Wenn Täuschung so die Täuschung hezte, triebe,
Was wär', o grausam Glück, die Liebe dann?

Ginevra:

Die Liebe!

Die Darstellung des Artushofes ist im Ganzen fast skizzenhaft gehalten; aber mit kurzen kecken Zügen sind die einzelnen Charaktere von einander unterschieden, daß auch hier, ein rein menschliches Interesse in Anspruch nehmend, eine originelle kühne Malerei vor unser Auge tritt, und keineswegs ein bloßes farbenschillerndes Kaleidoscop, welches jede andere, als eine Meisterhand, bei solchen Gestalten zu geben versucht gewesen wäre, deren Existenz eine Marionettenhafte, am Faden abentheuerlicher Willkühr gehaltene ist. — Die nächste Scene ist zwischen Merlin und Klingsor. Klingsor tritt noch einmal in seiner ganzen Nichtigkeit auf; das von Merlin gesandte Täfelchen, welches ihm von einer größern Weisheit, als der seinen, gesprochen hat, treibt ihn „auf Unruhwegen" aus seinem Schloß; er beschwichtigt aber die innere Mortification, indem er sich selber vorgibt, Merlin habe ihm seine Weisheit gestohlen:

Sie können nichts, als aus mich plündern,
Auch er ist einer von den Sündern; — —
Was ich erfand, damit will er belehren!

Wer dächte bei dieser Stelle nicht an derartige Eigenthumsvindicationen neuerer Philosophen, die ich nicht namhaft zu machen brauche? Sollte nicht eine ebenfalls nicht tiefliegende Anspielung in dem Räthsel liegen, welches Klingsor dem Merlin aufgibt? Daß Immermann oft Persönlichkeiten und Zustände aus dem Gebiete unserer Philosophie vor Augen hatte, ist ja unläugbar. Klingsor sagt nämlich:

Drei Knaben wollen in Eimern
Uns bringen Speise her,

Sie schöpfen aus unendlichem Vorrath,
Sie füll'n aus unergründlichem Meer.

Sie laufen und sind geschäftig,
Sie halten die Eimer im Kreis,
Doch wollen wir essen und trinken,
Versiegt in den Eimern die Speis.

Dann laufen sie wieder zum Vorrath,
Dann rennen sie wieder zum Meer,
'S bleibt aber beim Hungern und Dursten,
Denn die Eimer, die Eimer sind leer!

Merlin antwortet:

Bis daß die glänzende Jungfrau
Vom Himmel zur Erde sich schwingt,
Mit den seligen leuchtenden Augen
In den Kreis der drei Knaben bringt.

Die Knaben fallen auf's Antlitz,
Die Eimer stürzen zersprengt,
Die Jungfrau lächelt geruhig,
Und wir sind gespeist und getränkt.

Wer diese Jungfrau sei, ist mit einem Worte schwer zu sagen; dachte der Dichter die Wahrheit darunter, die Glaube, Gemüth, Poesie und Begeisterung zugleich ist, oder einen einzelnen bestimmten Begriff aus der Reihe dieser Dinge? Nach seinen frühern Worten vom Weltengeheimniß:

Es schaukelt sich wie ein unschuldiges Kind in des Sängers
blühenden Worten,

müßten wir dann zuerst an die Poesie denken.

In einem Monologe sagt darauf Merlin von den Menschen:

Sie schwanken zwischen Zukunft, Gegenwart,
Im lieblich Ungewissen,
Vor meinem Geist steht alles klar und hart,
Ich schmachte nach den Finsternissen!

Ein wunderbarer, tief poetischer Gedanke, wenn Finsternisse hier bedeuten der Dämmerung Schleier, der über dem Unendlichen, Unausfindlichen liegt, das Satan früher das Element Gottes genannt hat; dann spräche Merlin damit aus, daß die Seele und das Gemüth nie Befriedigung finden in einer Alles ringsum hell und grell beleuchtenden Erkenntniß, daß beide als Hafen einer Sehnsucht, die ihnen zu ihrem Glücke und um Poesie in sich bewahren zu können, nöthig ist, das dämmernde Unendliche vor sich haben müßten, worin sie ihre Bilder träumen, ihre Ahnungen und Hoffnungen hineinweben können. Es läge darin der Grundgedanke der Romantik ausgesprochen, die selbst dem Himmel kein prosaisches klares Tages- und Sonnenlicht, wie die Philosophie, sondern mystische Strahlen, so in wunderbaren Farbenbrechungen vom Throne Gottes ausgehen, geben möchte. — Klingsor tritt wieder zu Merlin und hat sich verwandelt, um ihn irre zu führen; Merlin aber hüllt ihm in der Sprache milder Ueberlegenheit die Wahrheit seines Wesens auf: er sagt ihm, wie er vom einfach Einen sich entfremdet habe, wie „hier und da und dort Gestoppeltes“ seine Ernte gewesen sei. Dies hat unläugbar einen Bezug auf ein neueres philosophisches System, das da behauptet, alle älteren philosophischen Prinzipien als Momente in sich aufgenommen zu haben, das ebenso wie Klingsor vom einfach Einen sich entfernt hat, indem es dies, die Einheit des Gemüths, als ein nur subjectiv Gemeintes vor dem allgemeinen Gedanken oder dem Begriff verschwinden heißt. Was kann ferner mehr schnurstracks gegen diese Philosophie gehen, wenn sie aller Originalität, wie schlechter Subjectivität, die Fehde verkündet, als die Strophe:

Sein eigenstes Gesetz hat jedes Wesen,
Es schwingt drin wie die Unruh in der Uhr;
Aus der Gestalt der Signatur
Läßt sich sein ganzes Erdenschicksal lesen.

Auch in der folgenden Rede Merlin's:

Dir galt die Erde, See, das Firmament
Für eine Leiter einzig, Dich zu steigern;
Da heißt es, was man Demuth nennt,
Vollkommen und entschieden zu verweigern, u. s. w

offenbart sich eine Befehdung derselben Richtung, nach welcher die ganze Natur einzig da ist, um im Geist und Bewußtsein wieder aufgegeben und fallen gelassen zu werden, so daß vor dem Ich endlich das Leben der Natur und der Geschichte wie zum Traume herabsinkt. Merlin wird immer bitterer gegen den ätzenden absoluten Denkprozeß und sein Philisterthum, das alle Blüthen zerpflückt, die nur auf dem Grunde der originellen Individualität wachsen können, das über die bunte Mannigfaltigkeit der Schöpfung den farblosen grauen Denkermantel wirft. Er vertheidigt dagegen die Poesie seines Wesens, als das gerade Gegentheil vom allfressenden Philosophismus des Klingsor; es ist oft, als wenn Merlin an solchen Stellen Repräsentant von Immermann's Genius selbst würde, und das sinnige Gemüth, die Bescheidenheit, die reiche Tiefe sind dann die hervorstechendsten Eigenschaften seines Charakters — und zugleich ebenso viele Züge, die dem Gemüthe des Dichters Ehre bringen. Er sagt:

Weil ich denn ganz mich an das All verschenkt,
Hat sich das All in mich zurückgelenkt,
Und in mir wachsen, welken, ruhn und schwanken
Nicht meine, nein, die großen Weltgedanken.
Sie ziehen feierlich die ernste Bahn,
Ich flieg, 'ne Feder, mit zum Ocean,
In dessen Schooß gebadet, sie, die hehren
Mit heil'ger Grausamkeit mein Ich verzehren.

Wie wäre die ächte Begeisterung des Dichters vollendeter auszudrücken? — Der folgende Auftritt führt uns in das Zeltlager der Massonie, wo zuerst Niniana, der Ginevra Schwester, auftritt, ein lacertenartiges Wesen, aus dessen

Charakter nicht recht klug zu werden ist; gewiß würde die überall herrschende außerordentliche Anmuth und Frische ihrer Erscheinung, wo sie nur auftritt, nicht durch eine tiefer gehende Charakteristik verloren haben, deren ihre Gestalt mir mitunter zu entbehren scheint. Von großer Schönheit ist dagegen der plötzliche Umschwung, den Merlin's Seelenstimmung erleidet, nachdem er zum ersten Male Niniana gesehen hat. Früher Träger der tiefsten, oft mystischen Gedanken, ein ächter Genius, der, anders erzeugt wie andre Sterbliche, sich fremd unter ihnen fühlt und vor ihnen flüchtet in die stillen geheimen Werkstätten seines geistigen Schaffens, in die Einsiedlerhallen seiner Contemplation, wird er jetzt plötzlich, wie mit einem Zauberschlage umgewandelt, Mann der That und des Lebens: er kommt zum Bewußtsein seiner ganzen Kraft, seiner Helden- und Heilandsberufung; zugleich tritt er aus dem contemplativen Denken in eine schaffensfreudige Poesie heraus und entwickelt den höchsten Glanz seiner Erscheinung; seine Gestalt leuchtet in ihrem Culminationspunkte über der Welt des Gedichtes; sie zeigt sich als das strahlendste Gestirn, das über der Zukunft aufgeht, die er denen, die ihm folgen, als ihr Paraclet verheißt. Und diese Zukunft kann, nach allen Gedanken, welche das ganze Drama ausspricht, nur die sein, worin Leben und Poesie und des Fortschritts Errungenschaft mit der Tiefe der alten christlich religiösen Ideen in voller Harmonie sind, und aus ihrer Verbindung das neuere höhere Leben erwachsen lassen. Der neue ganze Mensch dieser Zukunft muß aber geistig geläutert vom Himmel, irdisch gesundet von der Erde, von der Sinnlichkeit sein Theil haben, ein Moment, welches hier das in frischen glühenden Tinten geschilderte Verhältniß des Helden und Ninianens ausspricht. —

Wie nun aber Merlin in dieser vollen Glanzentwicklung seines Wesens steht, wie er mit der Tafelrunde auf dem Wege zum höchsten Ziele, zum Wunder des Grales, der den

rechten Glauben darstellt, sich befindet, da umstrickt ihn Niniana mit ihrem Zauber, daß er wahnsinnig sich gefangen glaubt in einem stählernen Thurme, und hier wird uns klar, was Immermann bewog, sein Werk eine Tragödie des Widerspruchs zu nennen. Seine Liebe hat den Helden vermenschlicht; sie hat ihm zugleich des Menschenthums alte Bedingung, die menschliche Schwäche mitgetheilt, von der er früher frei war; und diese Schwäche, die der Leidenschaft eine zu große Gewalt einräumt, verschuldet seinen tragischen Untergang.

Klingsor's Ende hat nicht minder tragisches Pathos; er geht unter, weil vor den Strahlen der neuen höher stehenden Zeit das philosophische Gehäuse seines Egoismus zusammenstürzt und der zertrümmernde Ruin ihn mit überschüttet; er singt in wirrer Phantasie:

Dem alten Herrn Rother stürzet das Roß
Von der Wucht auf der Flucht aus dem Kampfe,
Vorüber die Ritter, vorüber der Troß,
Da liegt er im wirbelnden Dampfe!
Sein Haupt hängt herunter, sein Auge das bricht,
Bei dem sterbenden Alten ist Niemand nicht,
Der ihm helf' in dem ringenden Kampfe,

und von der Gewalt seiner Stimme erschüttert, brechen die Grundvesten seiner Burg und Castell Merveil stürzt über seinem Haupte zusammen.

Sein Untergang ist ein männlicher und großartiger; er gibt seiner Gestalt etwas Ehrwürdiges, wie er denn immer durch seine Consequenz achtbar, durch seine Gedankenmacht imponirend auftritt und Merlin stets einen „edlen Kern“ in ihm anerkennt. Er stirbt froh darüber, daß er vor seinem Ende den gesehen, der größer sei, denn er. —

Ich kann dem Dichter nicht durch alle die Scenen, die sein Werk beschließen, folgen, und mache nur noch auf die dichterische Schönheit derjenigen aufmerksam, welche uns nach Montsalvatsch selber versetzt, wo Parzival und Lohengrin sich

unterreden, bis Titurell zu ihnen tritt und den Beschluß des Grales verkündet, in das ferne Morgenland versetzt zu werden, in Uebereinstimmung mit der Sage, die dadurch das Reich des Priester Johannes gründen läßt; oder soll diese Flucht des Grales andeuten, daß vor dem Streben Merlin's und der Massonei, vor dem Streben des neuen Geistes, den Merlin repräsentirt, die mittelaltrige Mystik sich auf die Flucht begeben müsse? Das Glück, welches der Gral seinen Hütern gewährt, wie Parzival und Lohengrin es schildern, gibt ein Bild von dem neuen frohen Geiste, der aus dem Christenthume wie ein verjüngender Hauch aufduften wird, wenn seine ganze Blüthenkrone in der Liebe Herrschaft sich entfaltet. —

Artus und seiner Ritter Untergang folgt dem Merlin's, ihres einzigen Führers; denn sie selbst sind nur von ihm geleitet, und ohne eigne innere Nothwendigkeit und Weihe auf dem Wege zum Grale; sie haben dem Geiste keine Stätte bereitet; wie sollte er ihnen werden, wo bei ihnen wohnen? es ist mehr eitel weltlich Streben zu ihm hin, als ein innerlicher Beruf in ihnen. So müssen, wie der Führer abirrt, sie gleichfalls in die Irre gerathen.

In dem Nachspiel „Merlin der Dulder“ feiert die Vernichtung, die alles irdischen Glanzes und aller Hoheit Bedingniß ist, ihren Leichenpompartigen Triumph. Lohengrin, der als des Grales Bote mit wehenden Locken die Stufen des Tempels von Montsalvatsch hinabgeschritten ist, setzt sich auf ein Grab und spricht:

Auf diesem Grab, der Sonne zugewendet,
Die durch der Bogen Fensterrosen schielt,
Frag ich Dich, Gral, an wen du mich gesendet?

Da von dem Innersten dein Spruch mich hielt,
Vergieb, daß mir, nicht gänzlich abgetödtet,
Ein irdisch Regen noch im Busen spielt!

Von deines Heischens hoher Gluth geröthet,
Ging ich, damit ich, wie du mich erkoren,
Helfe Jedwedem, der bedrängt, umnöthet.

Da fand ich unter Schutte todt Klingsoren,
Artus, Ginevren und die Schaar verschmachtet,
Und in Verrücktheit den Merlin verloren.

Der Geister reichsten hat der Schmerz geschlachtet,
Lieb', Ehre, Muth sind Hungerentstellte Leichen,
Andacht ist von der Wahnsinns Fittich umnachtet.

Was nur vollkommen, herrlich, ohne Gleichen,
Ging in die gräßliche Verwesung über:
Wem, o mein' Gott, soll ich noch Beistand reichen?

Mich dünkt, die Erd' ist nur ein leerer, trüber
Baumloser Anger, mit Gebein besät,
Kahl, unabsehlich, unfruchtbar, worüber
Die schwarze Fahne der Vernichtung weht!

Unterdeß tritt zu Merlin, der unter der Weißdornhecke im Wahnwitz kindischt, Satan, ganz seinem frühern Charakter treu, aber jetzt eine überwältigend grandiose Erscheinung, die Vernichtung droht, seine „Stimme zerschmetternd, Gebirgsdröhnen sein Gang“:

„— — — — — — — — — — Heut gräbt
Mein Fuß sich schwerer in den Boden
Es ist etwas wie Sturm in meinem Odem
Tiefer das Aug' in seiner Höhle schwebt
Die Worte rollen wie der Donner fast.“ —

Aber dennoch gelingt es ihm nicht, Merlin, von dessen Sinnen er den Schleier des Wahn's genommen hat, zu sich zu bekehren und Gott verläugnen zu lassen; wie geschickt auch Satan die Widersprüche in der Art, wie das höchste Wesen in die Geschichte zu treten scheint, zu benutzen weiß,

und zeigt, daß, wer Gottes Orgel spielen will, so oft für Satan nur die Bälge tritt, — Merlin bleibt seiner Natur treu und stirbt, ein „Geheiligt werde sein Name" auf den Lippen. — —

Man scheidet mit einem wehmüthigen Gefühl von Merlin, aber mit voller Versöhnung, und er hat manche Saite in uns angeschlagen, die noch lange fortvibrirt, wenn wir das Gedicht aus den Händen gelegt haben. Denn das ist gerade der Reichthum desselben, daß neben der klaren, vor dem ersten Blicke sich entfaltenden Schönheit der Erfindung und der Ausführung, des gerundeten Ganzen und des von außergewöhnlicher dichterischer Verve ausgeprägten Details, ein Ideengang unter der Oberfläche liegt und Scene mit Scene verknüpft, welcher aus dem Reiche der kühnsten, strebendsten, höchsten Gedanken des Menschen stammt und unser Sinnen auf dies Gebiet mit Zaubermacht emporzieht. Was hier davon angedeutet wurde ist wenig, es mag dürftig dazu sein; ich kann nur die Hoffnung haben, auf Immermann's tiefste Schöpfung eine erneute Aufmerksamkeit zu lenken.

Münster, im December 1840.

Den vorhergehenden Andeutungen über den Merlin möchte ich einige andre über Immermann's letztes Werk, das leider ein Bruchstück geblieben und erst nach seinem Tode herausgegeben ist, über seine Bearbeitung von „Tristan und Isolde" folgen lassen. Es ist leichter darüber zu sprechen, als über das vorhergehende, bei dem man so leicht Gefahr läuft, das: „Legt ihr nichts aus, so legt was unter" auf sich anwendbar zu machen. Das Gedicht Tristan und Isolde ist wie eine goldne Schale mit einem frischen, erquickenden und zugleich berauschenden Tranke darin, der gemischt ist aus feurigem Wein und südlichem Gewürz; man schmeckt das duftige Waldkraut durch, das hinein gelegt wurde, und auch die salzige Thräne, welche von den Wimpern der blonden Königin aus Irland hineingefallen; aber das Ganze ist ein klares goldnes Labsal, und man sieht hindurch bis auf den Grund der Schaale. — Nicht so Merlin; dies Gedicht ist wie ein dunkler Weiher, den die Wipfel des Waldes von Breceliande beschatten; er liegt tief versteckt und ein Windstoß muß die Aeste zur Seite schieben, wenn die Sonne ein Streiflicht darauf fallen lassen soll. In seine Tiefe strecken die Wasserpflanzen ihre Ranken; sie regen und bewegen sich, hin und her, sie schlingen sich um einander, sie laufen wie ein wirrer Knäuel, alle diese Wurzel-

fäden; es sind die Gedanken des Dichters. Und über ihnen liegt der glatte Spiegel, welcher die Sehstralen bricht; die Form. Wer kann nun sagen, dieser Faden läuft dorthin, jener so; diese Ranke trägt die Nymphäe, durch jene saugt das Trifolium seine Nahrung?

— Wer taucht hinunter in den Grund, wo die verschlungenen Gedankenwurzeln eines Dichters ihre Fäden strecken? Ich gebe ihm den goldnen Becher, aus dem Tristan und Isolde auf ihrer Meerfahrt Liebe tranken.

Genug der Bilder. — Wenn man die Schriften Immermann's zusammen gruppiren will, wie sie zusammen gehören, so stellt sich Tristan und Isolde ohne Frage neben den Merlin. Beide sind romantische Dichtungen; freilich Immermann hat mehrere Werke geschrieben, welche den Stempel der Romantik trugen, aber zu diesen gehören Merlin und Tristan nicht; sie bilden eine Gruppe für sich, welche keine Verwandschaft oder doch nur eine äußerliche mit jenen früheren Erzeugnissen hat. Als diese letzteren den Dichter beschäftigten, stand er noch mitten im „Irrgarten der Romantik;“ als er den Merlin schrieb und das Werk Gottfrieds von Straßburg zu bearbeiten unternahm, hatte er den Irrpfaden sich entwunden und überschaute mit geistiger Freiheit das Gebiet, welches ihn so lange zu seinem Schaden umstrickt hielt.

Das Schwankende, Unsichre, welches sich in seinen früheren Erzeugnissen zeigte, eine Folge inneren Zwiespalts zwischen der Art des Stoffes und dem Geschmack der Behandlung, den ihm die Mode der Zeit aufdrängte, und seinem eigentlich antiromantischen und auf Objectivität angewiesenen Gemüthe — ist in diesen beiden Schöpfungen seiner späteren Lebensjahre verschwunden. Das Mittelalter ist ihm unterdeß fremder geworden; desto klarer sein Blick in dasselbe. Er hat es in sich überwältigt und jetzt erst bietet

es ihm Stoffe dar, welche er mit sichrer Hand für seinen objectiven Bildungstrieb ergreifen kann.

Indem Immermann das Lied von Tristan und Isolde zum Vorwurf nahm, nachdem er ein so gelungenes Werk, wie sein tiefsinniger Merlin ist, geschrieben, bewies er, wie viel er der umfassenden Spannkraft seines Künstlervermögens zutrauen durfte. Merlin — und Tristan! welche Kluft liegt zwischen beiden! welcher Reichthum an ganz verschiedenen Seelenkräften gehört dazu, wenn sie aus dem Haupte eines und desselben Dichters geboren werden sollen! das heißt Wolfram von Eschilbach und Gottfried von Straßburg in einer Person sein. Und diese beiden Dichter waren so durchaus verschieden, daß sie die bittersten Feinde waren; ja, es hätte nur wenig gefehlt, und sie hätten ein Paar ganz guter Freunde werden können. — Aber, mir scheint, Immermann hatte doch Etwas zu viel vom Wolfram in sich, um ein ächter Gottfried zu sein.

Wolfram von Eschilbach hat den Parcival und den Titurel geschrieben, die beiden großen Epopeen, worin aller Tiefsinn, alle mystische Wunderbarkeit, all der süße nnd selige Aberglaube des Mittelalters umschlossen ist. Es ist ein Mährchengebiet, ein Feenland, ein Wundergarten, dieses Gedicht, wo die Tropfen des Thaus, der in den Blüthen liegt, Demanten sind, wo die Vögel, welche durch die Zweige flattern, keine Haidelerchen und Buchfinken, sondern kluge Thiere mit dem flammenden Roth des Flamingo's auf dem Gefieder und mit der Kehle der Nachtigallen. Aus dem Gebüsche nickt euch ein Moiseskopf mit dem langen schneeweißen Bart entgegen; das ist der Priester Johannes. Tiefversteckt, auf dem Ast, sitzt ein klagendes wunderschönes Weib, das sich das Goldhaar zerrauft; das ist die zarte Sigune. Ueber den Spitzen der Mirobolanen-Wipfel in der blauen Ferne ragen, abendlich angeglüht, die Thürme des Wunderdomes, der mit den ungeheuren Structuren auf

einem Onyx fußt. Ihr seht ihn gleich, wenn ihr eintretet, im Hintergrunde; — aber ihr? — ihr kommt gar nicht hinein; der ernste Wolfram steht als Hüter vor der Pforte, ganz in Eisen, fest, auf seinen Ritterspeer gestützt, die zwei silbernen Messer seines Wappens als Zimier über dem Helm — ganz so, wie er abgemalt ist in dem Codex der Pariser Bibliothek. Er versteht eure Sprache nicht und ihr nicht die seine; es sei denn, daß Freund Simrock mit euch ginge, der kann mit ihm reden und versteht ihn und ihm gibt er die Schlüssel, wenn ihr anders noch Verlangen traget in das Gebiet dieses tödtlich ernsten Mannes einzutreten, dessen Lippen die Dichterbegeisterung aus demselben Pokale geschlürft haben, aus dem Christus das Blut seines eignen geängsteten Herzens trank. —

Dagegen Gottfried von Straßburg — welcher Unterschied! Gottfried ist eben so heiter, so lebenslustig, so nachsichtig gegen liebenswürdige Schwächen, wie jener todtenrichterlich strenge und scharf. Mit dem Grundsatze, toll mit den Jungen, vernünftig mit den Alten zu sein, mit den Wölfen zu heulen und den Mantel auf die Schulter zu hängen, welche am meisten dem Winde ausgesetzt ist, zieht er fröhlich durch's Leben, in Eintracht mit der Welt und dem lieben Gott, von dem es ihm offenbar,

„Daz der vil tugendhafte Krist wintschaffen als ein ermel ist."

Alles ist Leben, ist Anmuth, ist schalkhaft lächelnde Grazie an ihm; er kennt die Frauen und die Liebe, als habe er die seligste Schule durchgemacht; er liebt den Glanz und die Pracht, er liebt das Ritterfest und die fröhliche Jagd, die mit Hörnerschall durch Wälder und Fluren, durch Hecken und Gräber setzt; er führt euch, wo die grünen Römer klingen, an die blumenbestreute Tafel, zum Banket der grauen Becher auf Tintayol; und wenn sie endlich alle auf die frische Binsenstreu gesunken sind, die alten Cornwallischen Mylords, und der kleine Kläffer, das Melotchen nichts ahnend am

Kamine sitzt und Nüsse knackt, — dann gleitet er mit euch sacht in den Baumhof hinunter, in das verborgenste Gebüsch, wo Tristan und Isolde sich umschlingen und nur die Sterne auf ihr Glück niederschauend wähnen.

Bei allem dem verläugnet Gottfried von Straßburg nicht den ächten Dichter des Mittelalters. Selbst die üppigsten Partien seines Werkes erhalten ihre Weihe durch den erhabenen Ernst der Grundgedanken, welche die Träger seiner Weltanschauung, die Schöpfer seines Werkes sind. Niemand hat wie er das Lied von Lieb' und Leid gesungen; nur einer noch, Shakspeare hat es. Aber Niemand hat so tiefsinnig die Schwäche und die Macht, die Tod und Haß besiegende Kraft der Liebe und ihre ohnmächtige Sophistik, ihre gefährliche Unweisheit dargestellt; Niemand endlich so tief den wesentlichen und innern Zusammenhang der Liebe mit dem leisen und unsichtbaren Walten, das Welt und Menschheit beherrscht, aufgefaßt und mit so scharfem Auge ihren geheimsten Wurzeln, wie sie in den Boden alles Erschaffenen dringen, nachgespäht. Was das ganze Mittelalter besungen, die Mähre von Frau Venus, alle die Lieder von „Gott Amur“, von der „Jagd der Minne“, von der „Minneburg“ u. s. w., es ist ein unnatürliches Caricaturenwesen, ein unwahres, unkeusches Gewäsch gegen Gottfrieds Lied, der allein diesen ganzen Inhalt klar in eine klare, durchsichtige, in eine ganz wunderschöne Form gegossen hat. All' jenes andre brauchen wir nach ihm nicht mehr; ohne ihn aber wäre unsrer richtigen Anschauung des mittelaltrigen Geistes eine wesentliche Stütze fortgezogen.

Nachdem der Dichter nun, von dem wir hier reden, in jenen Wundergarten des Wolfram von Eschilbach gegangen, und daraus die Blätter und Blumen geholt, die er in seinem Merlin zusammenflocht und mit Eignem vermehrt dem Genius unsrer Zeit, welcher ihm der einzige wahre und ächte schien, als Kranz reichte — nachdem er so sehr

Wolfram von Eschilbach gewesen, gehörte ein großes Bewußtsein innrer Künstlerkraft dazu, nun Gottfried von Straßburg werden zu wollen; der Künstlerkraft, welche Erde und Himmel umfaßt, welche den Dichter in dämonischem Dualismus die Extreme umfassen und in sich vereinigen, welche ihn zugleich ein Kind und ein Greis, ja Engel und Teufel sein läßt.

Bei Immermann kam, durch gewisse äußere Umstände veranlaßt, eine große Verschiedenheit der Gemüthsstimmungen, damals als er den Merlin schrieb und damals, als er das Lied von Tristan und Isolde anhub, hinzu. Die vollere Anerkennung, die während seiner letzten Lebensjahre überall in Deutschland seinem Talente gezollt wurde, mag das Ihrige beigetragen haben, ihn so muthig, so jugendfrisch ein frohes Lied anstimmen zu machen, nachdem er eine so ernste, Jahrtausend alte Weise, wie ein druidenhafter Greis über die Haide von Stonehenge hatte klingen lassen.

Man kann nicht sagen, daß Immermann sich zu viel zugetraut habe. Ich glaube freilich, daß er „zu sehr Wolfram“ war, daß er Manches verwischt habe, an der Anmuth viel weniger, als an dem so schwer zu erfassenden eigentlichen Reiz Gottfrieds, an der unendlich tiefsinnigen Bedeutsamkeit desselben, an seiner blühenden, mädchenhaft verschämten Weisheit, die in dünnen Gewanden und im schimmernden Geschmeide durch sein Lied flattert, — ein Vogel, den überhaupt nicht leicht eine Hand des neunzehnten Jahrhunderts einfängt.

Jedoch, es ist voreilig, darüber urtheilen zu wollen, da Immermann seine Bearbeitung nicht vollendet hat; auch mag nicht außer Acht gelassen werden, daß Gottfried für eine ganz andre Welt schrieb, während unsre durchaus keine Zeit mehr hat, einem Dichter Aufmerksamkeit zu schenken, der ein Werk von 19,600 Versen ungefähr ihr vorsingt und noch lange nicht zu Ende ist. Immermann hat große, sehr große Abkürzungen vornehmen müssen.

Der Stoff des Gedichtes von Tristan ist eben so alt, als er in den mannigfachsten Bearbeitungen in der ganzen Welt verbreitet war. Der Held ist in spanischen Romanzen besungen worden und in französischer, in niederländischer, in italienischer Sprache, im Roman, im Gedicht und im Volksbuch gefeiert. Ja, König Haquin von Norwegen hat seine Geschichte durch einen Mönch Robert in's Isländische übersetzen lassen. Die ältesten bekannten deutschen Bearbeitungen sind von Eilhard von Hoberging, einem Niedersachsen, und von Segehard von Babenberg. Gottfried aber führt als seine Quelle nicht diese, sondern einen Thomas von Britanien an, der als Meister der Aventure aus Britischen Büchern, gesammelt habe. Ihn verglich er mit einer, wie es scheint nordfranzösischen Bearbeitung. Wir besitzen nun auch wirklich noch ein altenglisches Gedicht von Sir Tristem in drei Gesängen, das Walter Scott herausgegeben hat, nach einer alten Handschrift, welche zu Auchinleck in Schottland aufbewahrt wurde. Der Dichter dieses letzteren führt als seinen Gewährsmann den Rhymer Thomas von Ercildoune an, der um 1239 in der jetzigen Grafschaft Berwyck lebte: aber von diesem Thomas, der eigentlich Learmont hieß und ein Seher und Sänger war, ist die Sage von Tristan seinem ungenannten Jünger, dem Verfasser des „Sir Tristem“ so ganz verschieden von unsrem deutschen Tristan überliefert worden, daß man sieht, Gottfried von Straßburg kann nicht diesen Thomas von Ercildoune, der übrigens vielleicht auch jünger war, als er selbst, unter seinem Thomas von Britanien verstanden haben. Wir kennen diesen letzteren nicht mehr und vermissen auch nicht viel dadurch, da es deutlich genug ist, daß unser deutscher Gesangesmeister den Stoff eigenthümlich auffaßte, seine epische Härte mit einer ganz lyrischen Weichheit und Zartheit durchtränkte und ihn als eine neue Schöpfung der Welt gab, mit dem Ernste, der das Bewußtsein einer großen That begleitet, zugleich aber

auch wohl mit einem schelmischen Behagen daran denkend, welchen Stoß sein Werk dem Ansehen Wolfram's von Eschilbach geben werde, seines Unfreundes, der die Leser in tiefsinnige spiritualistische Verwirrtheiten ziehe und ein Gespensterreich auf der Erde aufbaue, in welchem „der dürre Stecken Schatten geben solle statt des grünen Lindenblatts."

Das Gedicht Gottfried's verbreitete sich bald über die ganze gebildete Welt jener Jahrhunderte; später, als man begann, die alten epischen Schöpfungen in Prosa umzuschmelzen, wanderten Tristan und Isolde als Roman und als Volksbuch durch Stadt und Dorf, bis sie endlich in eine Verschollenheit geriethen, aus welcher sie erst am Ende des vorigen Jahrhunderts die neuerwachende Liebe zu unsern alten poetischen Denkmälern hervorzog. Der erste Abdruck des Gedichtes wurde von Myller in seiner Sammlung altteutscher Gedichte besorgt; dann theilten Bösching und von der Hagen den Prosaroman in ihrem „Buch der Liebe" mit, und endlich wurde das Gedicht Gottfrieds mit der Fortsetzung Ulrichs von Turheim von E. von Groote, und fast gleichzeitig mit den beiden Fortsetzungen, der Ulrichs von Turheim und der Heinrichs von Freiberg, von von der Hagen herausgegeben.

Schon im Anfange dieses Jahrhunderts faßte A. W. von Schlegel den Entschluß, das Gedicht nach Gottfried in Ottaven zu bearbeiten, ließ es aber, nachdem er eine Anzahl Stanzen zu Stande gebracht, wieder fallen. Dann erschien in Königsberg 1839 eine prosaische Bearbeitung, welche Karl Rosenkranz einleitete; zu gleicher Zeit nahm Immermann die schöne Sage zum Vorwurf seines Romanzenkranzes — leider mit demselben Geschick, das Gottfried betroffen: Beiden ist die Vollendung nicht vergönnt gewesen.

Was nun zuerst in Immermann's Bearbeitung als meisterhaft gelungen hervortritt, das ist die ganze Weise und der Ton der Darstellung. Sie hat eine reizende Frische

und Lebendigkeit, sie ist voll warmen, vollpulsigen Lebens; Epos und Lyrik feiern in diesen Romanzen eine innige Vermählung, welche ganz harmonisch ist mit dem innigen Bunde, von dem sie Kunde bringen. Es ist eine fröhliche, heitre Mähr; freilich hoher Ernst, Leid und Schmerz liegt wie ein Rahmen um das bunte Gebilde; aber der Schmerz kann die Seligkeit nicht tödten, die einmal genossen ist; der Rahmen kann das Bild wohl beschatten, aber er bedeckt es nicht.

Immermann beginnt mit der Verbindung Rivalin's und Blancheflur's, der Eltern Tristan's. Gleich der zweite Gesang läßt den Helden als Jüngling an den Hof von Blancheflur's Bruder, König Marke, kommen. Hier hätten wir lieber gesehen, wenn der Dichter, treuer seinem Vorbilde folgend, nicht ganz den guten Seneschall Rual fortgelassen hätte, der bei Gottfried den Knaben auferzieht, und eine so anziehende Gestalt bildet. Dann wäre auch das spätere Auftreten desselben besser motivirt. — König Mark findet Tristan auf einer Jagd, welche er mit den Seinen anstellt; diese Jagd ist mit einer Lebendigkeit, einer Wahrheit dargestellt, welcher wir nichts Aehnliches im Gebiete unserer ganzen Literatur an die Seite zu stellen wüßten. Der Hirsch in seinem Ruhn, die ersten Laute der Jagd, das Treiben der Meute bis die Witterung sicher, dann die Flucht des geängsteten Wildes, sein letzter Kampf und sein Verenden, Alles das ist ganz meisterhaft geschildert, und nur mit den später folgenden Naturmalereien desselben Buches zu vergleichen — mit der Schilderung eines trüben und neblichten Morgens nämlich, den König Mark aus seinem Fenster belauscht (im dritten Gesange: Die Schwalben); und ferner (in dem Gesange: Cornwall) mit der Schilderung der glänzenden und fabelhaften Schätze, welche das Meer in seinen Tiefen hegt.

Mit eben solcher Meisterschaft sind die Charaktere gezeichnet. Zuerst König Mark, der zu gutmüthig, zu edel ist, als daß man ihn ohne Theilnahme so betrogen sehen

könnte, wie überhaupt die ganze Geschichte eine unmoralische, ein unsittliches Verhältniß verklärende sein würde, wenn nicht Tristan's und der von König Mark nie berührten Isolde Verbindung als die rechte und innerlich nothwendige zu betrachten wäre, weßhalb auch das Gottesurtheil sie rechtfertigt. — Dann Tristan selbst, der kecke, gewandte und doch so bescheidene Ausbund aller guten höfischen Sitte, wie er ein frisches jugendlichfrohes Leben in die schweigenden Hallen von Tintayol und in das einschlummernde Gemüth seines Oheims zurückbringt. Ein schönes Bild ist ferner die Gestalt Morolts, des Riesen, der Zins von Cornwall zu verlangen kommt und von Tristan besiegt wird; ganz herrlich aber, großartig schön gezeichnet ist der Charakter der Brangane, der Zofe Isolden's, welche ihrer Herrin ein so übermenschliches Opfer bringt.

Am mindesten möchte Isolde selbst gefallen; man findet sich im Anfang nicht recht in ihren Charakter. Morolt hat Tristan geklagt, daß sie ihn nicht liebe, und dennoch will sie Tristan das Haupt abschlagen, als sie inne wird, dieser sei Morolts Mörder. Diese Amazonenhaftigkeit ist jedenfalls unschön. Isolde zieht mit ihrem Feinde Tristan über Meer; er führt sie als Brautwerber seinem Oheim zu. Aus weiser Fürsicht hat Isolden's Mutter, die alte Zauberkönigin von Irland, der Zofe Brangane einen Becher mit einem Liebestranke übergeben, welchen sie den Neuvermählten reichen soll, damit dem äußerlichen Bunde ein innerer Halt gegeben werde. Ein Zufall läßt Isolde und Tristan diesen Becher mit dem Liebestranke leeren und beide sind nun plötzlich, wie vom Blitz getroffen, von heller Gluth entbrannt, beide plötzlich von einer in einander überschmelzenden Innigkeit gekettet, welche kein Hehl mehr kennt, welche Erde und Himmel vergessen macht. Allerdings will dies die Sage so; aber nicht ganz so; Immermann hat hier zu seinem Schaden gekürzt, denn eine der schönsten Parthien bildet bei Gottfried der

Uebergang von Isolden's Feindschaft gegen Tristan zur Liebe, zur völligen Hingebung; er ist freilich auch rasch, aber doch nicht so plötzlich wie bei Immermann. Das Trinken des Zaubermittels hat bei Gottfried mehr einen symbolischen Charakter; darum gewinnen die Liebenden uns ein reiner menschliches Interesse ab, als wenn wir sie lediglich unter dem Einflusse einer höheren Gewalt stehen sehen, welche zudem so mysteriös ist, daß uns die Illusion dabei schwer wird. Der Trank wäre besser mehr Beihülfe als einzig bestimmender Grund gewesen; er hätte nicht ganz seine symbolische Bedeutung verlieren sollen, es wäre poetischer gewesen, wenn sein Wirken etwas geheimnißvoller überschleiert und dunkler geblieben.

Alles Andre aber ist von einer ganz außerordentlichen Schönheit. Die Anlage des Ganzen hätte nur eine eben so vollendete runde Abgeschlossenheit hervorbringen können, wie jeder einzelne der vorhandenen Gesänge jetzt ein vollendetes Ganze darstellt. Alle Bilder werden mit einer Kunst dem Auge des Lesers nahe gebracht, daß er wie in ein lebendiges Treiben und Weben sich hereingerissen sieht. Wir möchten wenig Gedichte haben, welche den zeichnenden Künsten williger zu Illustrationen entgegen kämen. Eine Eleganz und eine schelmische Heiterkeit liegt über diesen Romanzen ausgebreitet, wie wir sie nur im Ariosto wiederfinden; aber zugleich haucht uns eine glühende Innigkeit daraus an, wie sie Ariost nicht kannte.

Immermann schließt den ersten Theil seines Gedichtes, mit einem Nachgesang, in welchem er von den Entwickelungen seines Wesens und den innern Kämpfen, welche er bestanden, eine gedrängte Andeutung gibt, welche so schön ist, daß hier ein Theil derselben eine Stelle finden mag:

Weit in die Bahn trug Dich das Roß der Musen,
Mein Lied, mach Halt, steh um Dich und gieb Achtung
Auf Deine Wieg in Deines Vaters Busen.

Aus Zeitenwettern, aus des Kampfs Umnachtung,
Darin die Parze stürzt des Edlen Seele,
Erringt der Dichter endlich die Betrachtung.

Sie ist ein Strom, deß Spiegel ohne Fehle,
Sie ist ein Strom, in dem die Welle fluthet
Zu klar und stolz, als daß sie was verhehle.

Viel wird uns aufgelegt und zugemuthet,
Bevor dies heil'ge Wasser bricht im Sitze
Des zartsten Seins, das schmerzlich oft geblutet.

Ich klagt' um Könige, die vor dem Blitze
Der Geister in Gewissensängsten zagen
Statt treu zu stehen an der Bildung Spitze!

Den König soll'n des Zelters Hufe tragen
Als Herzog vor den ebenbürt'gen Rittern,
Die der Geschichte große Schlachten schlagen.

Die Kronen wanken, wenn die Träger zittern,
Man färbt den Purpur nicht, zu hüll'n die Blöße,
Im Machtspruch ist der Feigling auszuwittern.

Ich klagte um ein Volk , . . . doch nicht entblöße
Die Wunden ferner! Leg um sie die Binde
Und decke zu die Spuren arger Stöße!

Dann leise schlich auf sanftem Fuß gelinde
Mir in das Herz ein Trösten unzerstörbar,
Wie Rosenduft, gebracht vom Abendwinde.

An meiner Wiege rief der Genius hörbar
Und küßte mich: Du warbst gemacht zum Schauen!
Dein Glaub' ist ewig und dein Wahn verzehrbar.

Drum ging ich endlich ein in das Vertrauen,
Drum trockneten zuletzt Verzweiflungsthränen,
Darum erblickt ich ein unsterblich Bauen.

Die Welt, die heil'ge, baut ein treulich Sehnen,
Ein Tempel ist die Welt, kein Berg der Scherben.
Ja! sagt die Wahrheit, und das Nein ist Wähnen.

In diesem Licht erlebt ich göttlich Sterben;
Es hatten Wünsche, Hoffnungen hienieden
Oft Furien gleich gehetzt mich in's Verderben.

Nun aber stillte sie ein Gott zum Frieden,
Wie Pallas einst mit goldner Redeblüthe
Aus den Erinnen schuf die Eumeniden.

Und wenn mir dunkel, was das Leben brüte,
Und steht zu fern sein Antlitz, daß ich's fasse,
So hilft zur Schwichtigung mir eine Mythe.
— — — — — — — — — — —

Weil ich so ernst geworden, darf ich scherzen,
Weil ich so heiter, darf das Roß der Musen
Mich tragen durch die Wildniß grimmster Schmerzen,
Denn alles kann und darf ein freier Busen. —

Ja, Immermann war frei geworden, frei und groß; er hätte jetzt Alles gekonnt, er hatte sich durchgedrungen bis auf jene Stufe der Betrachtung, auf welcher die großen Dichter aller Zeiten standen. Da rief ihn der Tod ab —

mit jener Art verhöhnender Tücke, mit welcher wir ihn so oft die Pfade dessen kreuzen sehen, der nach langem mühseligem Wandern endlich das Ziel vor Augen, endlich es erreicht hat.

Jener Nachgesang war Immermann's Schwanenlied. Der zweite Theil seiner letzten Arbeit hat nur noch einen Gesang, der vom Dichter niedergeschrieben, aber nicht überarbeitet ist, das andre sind kurze skizzenhafte Entwürfe und mitten im Kerne, auf der höchsten Höhe seiner Schönheit angelangt, bricht das Gedicht ab. Die Romanze schwelgt in der berauschendsten Seligkeit, sie hat im Ineinanderverschlingen von Schmerz und Entzücken den tiefsten Grund des irdischen Glücks gefunden; sie hat sich eingewühlt in den Reiz der schönen Königin, die lieblich blaß, die süße Matte, vom Frühgewand umschmiegt, so weiß aus weißem Scheinen und wie ein süßer Traum durch ihre Blumenhülle unter dem Myrthenbaldachin leuchtet:

Denn über'm Throne hebt die Laube
Von schlanken Myrthenstämmchen sich,
Durch deren dunkles Grün die Traube
Der purpurnen Gloccinien schlich;
Die Laube wölbt sich über'm Golde
Des Throns der Königin Isolde —

Da erblaßt der Sänger, sinkt und ist nicht mehr! — Der traurigen Weisen vom Scheiden und ewigem Meiden, von Falschheit und Untreue soll er überhoben sein; er soll nicht voll unendlichem Leid an den Gräbern Tristan's und Isolden's knien und auf dem einen die Rose, auf dem andern die Rebe aufblühen und darüber sich zur Laube in einander flechten sehen. Er ist der Trauer enthoben — aber wir sind es nicht! —

Immermann hat zuerst durch eine mit Recht bewunderte Dichtung ein poetisches und doch, trotz seiner eigenthümlichen Schönheiten, verkanntes Land gepriesen und zu seinem Rechte

verholfen. Es wird deßhalb zwei Söhnen dieses Landes nachgesehen werden, wenn sie ihm dankbar ein Andenken stiften möchten. Und während mein Freund eine seiner glänzenden und duftigen Rosen ihm auf sein frühes Grab pflanzt, mögen diese Blätter als das bescheidenere und dunklere Rebenlaub daneben geduldet werden, damit über seiner Ruhestätte die Laube sich zusammenflechte, unter welcher er die letzten Töne seines Liedes von Tristan und Isolde ausklingen zu lassen gedachte.

Mein

Verhältniß zu Immermann.

Von

O. L. B. Wolff.

An Freiligrath.

Sie haben mich aufgefordert, lieber Freund, meine Beziehungen zu Immermann darzustellen; um Ihretwillen thue ich es gern, denn es rührt mich auf eine eigene Weise, daß Sie gerade es sind, der mich darum bittet. Sie wissen, wir Beide, Sie und ich, standen schon früher in einem freundlichen Geben und Empfangen zu einander, noch ehe Sie Immermann persönlich kannten. Ich war es, der damals, wo er sich strenger von Jüngeren abschloß, lebhaft und wiederholt in ihn drang, Sie aufzusuchen. Jetzt sind Sie es, der mit eben so reiner Pietät als fester Gewissenhaftigkeit die Materialien zum Denkmal für den zu früh uns Geschiedenen zusammenträgt, und in echter Liebe auch mein Scherflein verlangt. Das bewegt mich im innersten Herzen, und ich sehe es als eine zwiefache Pflicht an, das Wenige zu geben, was ich habe, und, es als ein Heiligthum bewahrend, schwerlich einem Anderen als Ihnen gegeben haben würde; seiner Wittwe und seinem Kinde ausgenommen, die nach meinem Gefühl ein heiliges Recht darauf besitzen. — So indessen in ihren Händen bleibt es unser Aller geistiges Eigenthum, die wir ihn geliebt und zu ihm gehört haben; die er anerkannte, weil er wußte, wie sehr wir ihn liebten: Jedes nach seiner Weise, in seiner Weise. —

Ich kann aber eigentlich nur Wenig geben, denn ich habe nur Tage mit ihm verlebt, obwohl in diesen Tagen ungestört und allein mit ihm, ganze, sehr reiche Stunden. Was ich gebe, ist daher nur, was er mir gegeben hat. — Was sollte ich über ihn sagen, das die Welt nicht schon wüßte oder doch wissen sollte, und — wenn sie redlich ist — nicht auch wirklich weiß? — Eins jedoch kann man in unserer farbenspielenden Zeit nicht genug hervorheben, nicht genug darauf verweisen — die Gesinnung. Immermann war neben seinen hohen geistigen Eigenschaften ein so großartig ehrenfester, so wahrhaft ritterlich treugesinnter Mann, wie mir nur sehr wenige vorgekommen sind: unerschütterlich treu seinem Gott, seinem Selbst, seiner Welt.

Wenn daher in den folgenden Blättern das, was ich zu bieten habe, nur etwas dazu beiträgt, die Tüchtigkeit seines Charakters, die eben so genial war wie seine besten Dichtungen, in ihrem reinen Lichte der Welt zu zeigen, daß sie Ehrfurcht fasse, daß die Jüngeren, denen er fremd ist, mit Liebe bewundernd zu ihm hinaufsehen, so habe ich, was mich hier am meisten freuen kann, erreicht.

Mein erstes Zusammentreffen mit ihm hatte ich schon früher veröffentlicht. Ich muß es hier aber nochmals mittheilen, um einen festen Faden zu haben, an den ich alles Folgende reihen kann.

(Im März 1835.)* — — Endlich war die uns von Immermann bestimmte Zeit gekommen. Wir begaben uns in das hübsche Schauspielhaus, mußten aber unsere Ungeduld bezähmen, da wir ihn mit der Probe eines Stücks beschäftigt fanden, der wir nun bongré malgré in einer Loge beiwohnten. Ich hatte Gelegenheit, seine Ruhe und Geduld, mit der er auch den kleinsten Moment unermüdlich wiederholen ließ, bis das Ganze seinen Anforderungen entsprach,

* S. Briefe, geschrieben auf einer Reise längs dem Niederrhein, durch Belgien nach Paris. Leipzig 1835.

zu bewundern, um so mehr, als das Stück eine ganz gewöhnliche französische Bluette, die beiden Turenne, war. Wir warteten länger als eine Stunde auf die Beendigung derselben, endlich ward uns aber doch die Zeit zu lang, um so mehr, als uns der Magen, dem wir seit dem Frühstück Nichts geboten hatten, erinnerte, die Stunde des Mittagessens im Gasthofe habe lange geschlagen. Demgemäß ließen wir unsern dienenden Geist mit einigen Zeilen zurück, und begaben uns wieder in das Hôtel des Herrn Beeking, wo ein sehr gutes Diner, in einem höchst freundlichen Saale, an der Wirthstafel unserer harrte. — Kaum hatten wir die Suppe mit Verstand zu uns genommen, so erschien als geistige Würze der anderen Speisen unser Lohnbediente mit einem sehr freundlichen Gruße Immermann's, des Inhalts, daß er uns am Nachmittage besuchen wolle. Die Nachricht ward von Entréebillets zu der Aufführung der Goethe'schen Stella begleitet, die an demselben Abende gegeben wurde. — Ich muß Dir gestehn, daß mir damit ein Stein vom Herzen fiel, denn man hatte mir Immermann als stolz und vornehmthuig geschildert, und ich hatte schon beinahe gefürchtet, dies durch eigene Erfahrung bestätigt sehen zu müssen. Das wäre mir aber eine sehr schmerzliche Empfindung gewesen, da ich ihn von jeher sehr hoch schätzte und nicht glaubte, solche Behandlung um ihn verdient zu haben.

Einige Jahre jünger als er, jedoch mich schon früh, dem erwählten Berufe gehorchend, gern und vorzüglich mit unserer National-Litteratur beschäftigend, habe ich ihn seit seinem ersten Auftreten als Dichter mit großer Aufmerksamkeit begleitet. Sein erstes Buch war eine Sammlung von Gedichten, aus denen ich Dir, wie Du Dich erinnern wirst, noch oft in späteren Tagen mit besonderer Vorliebe Manches, wie z. B. Merlins Grab, das Farbenmährchen, Sehnsucht, die Wiege u. a. m., vorgelesen. Damals wie jetzt sprachen mich, außer den schönen Dichtergaben, die sich in ihnen

offenbarten, die Würde und Liebe, die aus Allen hervorleuchtete, lebhaft an. Unbekümmert um die Menge, obwohl oft von ihr mißverstanden und dadurch schwer verletzt, schritt J. auf seinem Pfade fort; er hatte sich an dem Besten aller Zeiten heraufgebildet und sich doch selbstständig zu erhalten gewußt. Ein schönes Fortschreiten und eine reine Entwickelung durch eigene Kräfte, blieb in ihm unverkennbar; jedes neue Werk beurkundete es, und endlich am Feuer des eigenen Herzens gereift, stand der ausgebildete Dichter da, eine gigantische Natur, die sich selbst würdig zu zügeln weiß, und zugleich ein Mann von edler, erprobter Gesinnung, der seinem Inneren treu blieb und den weder das Schreien der Menge, noch das Gefühl des eigenen Selbst von seiner Bahn verlockten. Heine nennt ihn einen Adler, und hat Recht; Immermann's Geist schwebt stets hoch über dem Gemeinen; er ist einer von den wenigen Dichtern, die dem deutschen Vaterlande in jedem Sinne Ehre machen.

Und doch scheint es, als sei er nicht so anerkannt worden, wie er es verdient; das ist aber nicht der Fall, er ward nur nicht so viel besprochen wie Andere, die es nicht verschmähten, Bekanntschaft mit litterärischen Gevattern zu machen und diesen zu Zeiten schön zu thun; die Besten lieben und verehren ihn, aber die Besten schreiben eben keine Recensionen. Als nun gar Platen's schamlose Angriffe kamen, da freute sich die Masse des belletristischen Lumpengesindels, daß ein Mann, der sich immer für sich gehalten, ohne ihr Zuthun auch einmal mit Koth beworfen würde; Platen war noch dazu ein Graf, und die deutschen Journalisten haben von jeher einen heimlichen Respect vor Standespersonen gehabt, so ultraliberal sie sich auch stellen; also rührte sich Keiner. — Endlich kam Heine und schleifte den Herrn Grafen, wie weiland Achill den Hector, zum Zeitvertreibe sieben Mal um die Mauer von Troja, nach der Melodie: **Se vuol ballar il Signor Contino**, daß der seitdem nicht wieder zu

muckſen wagte; da ſchrieen denn alle Tageblätter vor Jubel, denn ſie fürchteten Heine; das wahrhaft Ehrenvolle in Heine's muthwilliger und ungezogener Schrift hob aber Keiner heraus, und es iſt gerade ſo edel und rein; es iſt die ungeheuchelte Anerkennung des ariſtokratiſchen Karl Immermann von Seiten des demokratiſchen Heinrich Heine, die Anerkennung eines wahren Dichters nämlich von Seiten eines wahren Dichters.

Die neuere Schule hat eben dieſe ariſtokratiſche Geſinnung dem Immermann zum Vorwurf gemacht, ich finde mit großem Unrecht. Ich halte dies Partheimachen des jungen Deutſchlands, wie es ſich gern ſelbſt nennt, überhaupt für Unrecht; die guten und geiſtreichen Leute wollen mit Gewalt allen anderen Leuten ihre Anſichten aufzwingen; ſie haſſen die Könige und die Ehe, und deshalb ſoll nun auch gleich jeder andere Schriftſteller in ſeinen Werken ſeinen Landesherrn und ſeine Frau zum Teufel jagen, obgleich er ſich vielleicht unter der Herrſchaft Beider vortrefflich befindet und ihm mit ſothaner, deutſch-ſaint-ſimoniſtiſcher Emancipation gar nicht gedient iſt. Dieſe Freunde verſtehen die Zeit, die Welt und ihren Vortheil nicht; 1) die Zeit nicht, denn ſie iſt für ihre Theorieen noch gar nicht reif; 2) die Welt nicht, denn woran die Welt ſechstauſend oder doch wenigſtens achtzehnhundert und fünf und dreißig Jahre gehangen hat, das läßt ſie nicht ſo mir nichts dir nichts fünf Jahre nach der Julirevolution fahren; 3) ihren Vortheil nicht: denn wenn man die Menſchen erſchreckt, ſo überredet man ſie nicht, und geſetzt auch, ſie überredeten alle Leute wirklich, ſo wäre es ja zuletzt um ſie als junges Deutſchland geſchehen, und kein Buchhändler zahlte ihnen mehr einen Pfennig Honorar für ihre Anſichten, Revolutionen und Reformationen. Doch Scherz bei Seite, ich halte es für Unrecht, die politiſche wie die religiöſe Geſinnung eines Anderen, ſobald ſie aus wahrer Ueberzeugung entſpringt, und nicht ein Kind des

Egoismus und der Lüge ist, ohne Weiteres verdammen und verlästern zu wollen. Greift sie an und bekämpft sie, wenn sie Euch unrichtig scheint, aber vergeßt nicht, daß man im ehrlichen, ritterlichen Zweikampfe erst seinem Gegner die Honneurs macht, ehe man zum Hieb oder Stich ausfällt. Bedenkt doch, daß der Dichter und der Landsgerichtsrath Immermann zweierlei sind, wenn Ihr auch den Dichter und den Menschen Immermann nicht trennen wollt, und ehe Ihr ihn wieder wegen seiner aristokratischen Gesinnung, wie Ihr sie nennt, angreift, sucht mir eine einzige unedle oder des Mannes unwürdige Stelle in allen seinen Schriften, selbst in seinem „Im Irrgarten der Metrik herumtaumelnden Cavalier;" ich will mich verbindlich machen, Zeitlebens nichts als Platen's Gedichte zu lesen, wenn Ihr auch nur den mindesten Anklang von Gemeinheit bei ihm findet.

Da habe ich schon wieder vergessen, daß ich Dir schreibe, meine theure Freundin, und Dir, vom Eifer hingerissen, Dinge wiederhole, die Du längst schon weißt. Indessen laß es Dich nicht irren, es wird jedenfalls dazu dienen, unsere alten Gespräche über den von Dir auch lebhaft verehrten Dichter wieder aufzufrischen, und so darf ich denn auch getrost hinzufügen, daß sich mit einem Worte bezeichnen läßt, was mich so zu Immermann zieht; es ist seine Ehrenfestigkeit. Wie er mir als Poet erscheint, das habe ich schon an einer anderen Stelle ausgesprochen, die ich mir aber erlauben muß, Dir hier zu wiederholen, da sich einige Anklänge unseres ersten Gespräches darauf bezogen. Sie lautet:

„Ihm (Heinrich von Kleist) zunächst steht Immermann, der von der Menge verkannt wird, weil er die Menge verkennt. — Wie uns aus Heinrich von Kleist's Dichtungen ein düstrer Geist der Schwermuth entgegentritt, der alle Freude erstorben wähnt, weil er Glauben und Hoffnung im Druck des Lebens verlor, so faßt uns aus Immermann's

Werken ein zürnender Hohn der Erbitterung an, der von keiner Versöhnung wissen will, weil ihm der Gegner erbärmlich scheint. Immermann dichtet wie er muß, wie jeder echte Dichter; aber es macht ihm keine Freude, die Geschenke der Muse seinem Volk zu spenden; er wirft sie ihm hin, damit es seinen Haß fühle, nicht aber sich an seinem Talente freue, und er bedenkt dabei nicht, daß sich die Menge durch Kaltblütigkeit rächt, denn sie hat keinen Grund, sich für einen Dichter zu interessiren, der ihr mit trotzigem Hohn entgegentritt. — Daher seine Erbitterung, von der befangen er nicht fühlt, wie er es selbst verschuldet habe. — Die Nachwelt wird gerechter gegen ihn sein, aber ich fürchte, daß er im Kampfe mit der Mitwelt zuletzt einseitig untergeht. In ihm ruht eine großartige Natur, es ist ein edler Geist, voll Kraft, Tiefe und Zartheit. Welche Wärme des Gefühls, welche würdige Gesinnung spricht uns nicht aus dem Trauerspiel in Tyrol und dem Kaiser Friedrich an, und wie redlich meint es der Dichter nicht, trotz seinem Aerger über sein Volk, mit diesem u. s. w."

Selbst nach der persönlichen Bekanntschaft Immermann's hat sich meine hier ausgesprochene Ansicht über ihn nicht geändert, doch gebe ich zu, daß ich die Meinung von seinem Hasse gegen die Menge, obwohl ich sie im Grunde für durchaus wahr halte, mit etwas zu starken Farben auftrug. — Laß mich Dir jetzt erzählen, welchen Eindruck sein ganzes Wesen auf mich machte.

Er kam pünktlich um die bestimmte Stunde. Ihm voraus flog der Kellner und meldete mir athemlos als etwas Wunderbares, der Herr Landsgerichtsrath I. sei unten und habe nach uns gefragt; seine Erscheinung im Hôtel mußte also wohl etwas Seltenes sein. Wir erwiederten, daß wir die Ehre hätten, ihn zu erwarten; das schien aber dem Truffaldin gar nicht genug, und er ließ es sich von uns wiederholen. Bald darauf trat I. selbst ein, eine stattliche,

aber doch starke Figur, mit schönen wohlwollenden Augen, die aber leider eine Brille verbarg, und einer so herrlichen Stirn, wie ich sie selten gesehen; auf ihr hatte die Natur ausgeprägt, daß sie der Tempel großer Gedanken sei. — In seinem ganzen Wesen fand ich übrigens etwas Gehaltenes, das den höheren preußischen Beamten verrieth, wenigstens habe ich es sehr oft und allein bei solchen gefunden; beschreiben läßt es sich nicht, aber es thut nicht wohl, wenigstens mir nicht, dem es selbst nicht einmal auf dem Katheder einfällt, daß er gewissermaßen auch eine Art von Staatsbeamter ist. Dies Gefühl verlor sich aber, sobald er redete; er besitzt eine schöne, klare, das Herz gewinnende Stimme, und spricht zwar höchst besonnen, doch aus der Seele, und kein überflüssiges Wort. —

Unser Gespräch wandte sich bald auf Litteratur und Kritik, wo unsere Ansichten vielfach übereinstimmten. — Als ich gelegentlich jene eben citirte Stelle berührte, sagte er mit großer Milde: So viel Bitterkeit, wie Sie meinen, ist doch wohl nicht in meinen Schriften? Ich erwiederte ihm, ich hätte dort redlich meine innerste Ansicht ausgesprochen, und wenn ich mich gleich nach seinem Dafürhalten geirrt, so ersehe er doch auch zugleich daraus, wie sehr ich ihn liebe und verehre. Uebrigens könne das Treiben um uns her einen redlichen Menschen noch viel bitterer machen, und ich fange jetzt an, wo ich könnte und es für gut hielte, recht ordentlich grob zu werden. Er gab das zu, und sprach nun von Grabbe, der jetzt in Düsseldorf lebt und den er sehr schätzt. Wir ergingen uns darauf über das Theater, dessen Leitung er zu Düsseldorf seit einiger Zeit übernommen, und für das er allmählig und mit großer Ruhe Tüchtiges zu wirken, besonders aber echte Poesie wieder auf der Bühne einheimisch zu machen hoffte. Das ist keine geringe Aufgabe, und ich wünschte ihm dazu von Herzen Heil und Glück. Denn wer jetzt in Deutschland praktisch auf die Bühne wirken

will, der ist in nicht geringer Verlegenheit. Er weiß nämlich nicht, ob er sich erst die Schauspieler oder erst das Publikum erziehen soll. Erzogen werden müssen Beide, und zwar zuerst **sans comparaison** wie junge Hunde, förmlich dressirt, denn sie haben weder den rechten Sinn noch die rechte Art; nun kommt es nur darauf an, daß das Eine nicht gar zu ungezogen wird, während man am Anderen mit Erziehen beschäftigt ist. Verdorben sind alle Beide, und die Schuld dessen tragen meistens die unglücklichen Hoftheater mit ihren Intendanten, denen sich die Nationaltheater mit ihren Directoren würdig anschließen. Auch machen die Schauspieler in unseren Augen gar zu viel unnütze gesellschaftliche Ansprüche, denn jedes Individuum unter ihnen hält sich erstens für sehr schön, zweitens für sehr geistreich, drittens für eine Stütze des Staates, viertens für einen würdigen Staatsbürger, oder wenn es bei einem Hoftheater ist, für einen hohen Staatsbeamten, kurz Jedes will auf den Bretern und außer den Bretern venerirt und adorirt sein, und dabei geht denn gleich anfangs alle Kunst zum Teufel und alle Natur, d. h. alles angeborene Talent dazu. Uebrigens thun wir wahrlich Unrecht, wie die Dinge jetzt stehen, der deutschen Bühne noch solchen Werth und solchen Einfluß beizulegen. Der einzige reelle Nutzen, den sie wirklich, besonders in Mittelstädten hat, besteht darin, daß sie ein Paraklatsch ist, und daß überall da, wo eine Schauspielergesellschaft sich findet, in den Theegesellschaften jährlich circa fünfhundert liebe Nächste weniger todt geschlagen werden.

Was die Schauspieler betraf, so schien es J. im Ganzen recht glücklich getroffen zu haben. B., welcher mehrere Mitglieder der Düsseldorfer Bühne von früheren Zeiten her kannte und aufgesucht hatte, erzählte mir nachher, daß sie sämmtlich mit großer Liebe und Neigung von ihm sprächen, und Alle der Meinung wären, daß sie etwas Tüchtiges von ihm lernen könnten. Das ist außerordentlich viel und machte

mir große Freude. Immermann's Persönlichkeit mag freilich nicht Geringes dazu beitragen; er gehört zu den Leuten, die sich nichts vergeben, und denen daher durch solche Mittel, wie unter Intriguen groß gewordene Bühnenhelden sie gern anwenden, nicht beizukommen ist. Durchdrungen von der hohen Würde der Kunst, und selbst ein tragischer Dichter, vor dem Jeder Respect haben muß, muthet er denn auch den Leuten nichts Unrechtes zu, und Alle fühlen, wenn vielleicht auch Mancher nur instinktmäßig, daß es eine Ehre ist, Mitglied des Düsseldorfer Theaters unter J.'s Leitung zu sein.

Zu meinem großen Leidwesen verweilte er nur kurze Zeit bei uns, traf jedoch die Abrede, nach dem Schauspiel im Hôtel mit uns zu soupiren und Grabbe mitzubringen. Als er fort war, sprachen B. und ich noch lange über den Eindruck, den er auf uns gemacht; wir hatten ihn Beide uns ganz anders gedacht, vorzüglich nicht so abgemessen, besonnen und gehalten, sondern rascher, heftiger. Demungeachtet freute es mich sehr, ihn nun persönlich zu kennen, meine Zuneigung zu ihm war durch sein ganzes Wesen noch mehr befestigt worden, und ich gestand mir mit Freuden, daß er ein Mann sei, den man als Dichter wie als Menschen lieben und ehren müsse. Daß ich nicht wenig vom Abend erwartete, kannst Du Dir leicht denken.

Die Darstellung der Goethe'schen Stella, der wir an demselben Tage im Schauspielhause beiwohnten, war vortrefflich. Du weißt, ich bin so theatersatt, daß schon sehr viel dazu gehört, um mich, wenn ich mich zufällig in einer fremden Stadt befinde, in ein Komödienhaus zu locken, und daß ich jeden anderen Zeitvertreib diesem vorziehe, weil ich leider zu große Ansprüche an Thalia und ihre Jünger zu machen gewohnt bin. In Düsseldorf aber würde ich fast keine Aufführung versäumen. Bedeutende Talente fand ich dort freilich nicht, die Dame, welche die Stella gab (ich glaube, eine Madame Versing), ausgenommen; aber ein so

kunstgerechtes und abgerundetes Ensemble, wie ich es nur äußerst selten angetroffen habe, höchstens in früheren guten Tagen zu Hamburg, wenn dort ein altes Iffland'sches oder Schröder'sches Stück gegeben wurde. Jeder stand an seinem Platze und that redlich und natürlich seine Pflicht; Keiner suchte sich vorzudrängen und durch Uebertreibung oder Künstelei auf Effect hinzuarbeiten. Daher verfehlte denn auch die unbedeutendste Stelle ihre Wirkung nicht, und die Zuschauer hatten in jeder Hinsicht einen reinen und unverkümmerten Genuß. Wiederum ein Beweis, was ein wahrer Dichter leisten kann, wenn er sich der Leitung einer solchen Anstalt unterzieht, und weder irgend ein Kammerherr oder Junker, noch ein Comité von Geldwechslern und Grossisten, oder sonstige verzweifelte Convenienzen, ihm hinderlich in den Weg treten; denn daß dieses vortreffliche Ensemble einzig und allein ein Werk Immermann's war, ließ sich gar nicht verkennen.

In die Heimath zurückgekehrt und mit der Redaktion dieser auf der Reise geschriebenen Briefe beschäftigt, trat mir Immermann's Persönlichkeit und der wohlthuende Eindruck, den dieselbe auf mich ausgeübt, besonders noch am folgenden Morgen, wo ich einige Stunden allein mit ihm zubrachte, wieder so lebhaft vor die Seele, daß ich nicht eher Ruhe fand, als bis ich ihm das, ganz so wie ich es fühlte, in einem Briefe ausgesprochen. Warm und frei von allen Rücksichten das Echte anzuerkennen und zu lieben, ist eine glückliche Eigenschaft, die ich mir aus der Jugend herübergerettet und sorgsam, trotz manchen trüben Erfahrungen, unverändert erhalten habe. Diese Wärme mochte Immermann in meinen wenigen Zeilen bei seiner eigenen Gesinnung, wohl eben so wahr durchgefühlt haben; denn sie bildete von nun an die Basis unseres Verhältnisses, wie sich das im Folgenden zeigen wird. Zwar ließ er mich länger als ein

Jahr ohne Antwort, die indessen durch meinen Brief durchaus nicht bedingt, und daher von mir gar nicht erwartet wurde: aber daß er mich nicht vergessen, bewies mir ganz unerwartet die Sendung der Epigonen, noch ehe sie im Buchhandel erschienen waren, von folgendem Schreiben begleitet.

„Mein langes Schweigen auf Ihr werthes Schreiben vom 18. Mai v. J., verehrter Herr und Freund, würde nicht zu vergeben sein, wenn ich mich überhaupt dieses Jahr hindurch in der Lage und Verfassung befunden hätte, mich gegen Andere mit Behagen auszusprechen. Man kann dies aber nur, wenn man genießende, freundliche Tage hinspinnt. Niemand wird von dem Soldaten Briefe verlangen, wenn er in der Schlacht oder sonst hart vor dem Feinde steht. Ich war nun das ganze Jahr hindurch mit meinem Häuflein vor dem Feinde, d. h. vor dem Publico, oder um unbildlich zu reden, ich hatte Tag für Tag alle Kräfte des Leibes und der Seele aufzubieten, um die Düsseldorfer Bühne vor einem zu frühen Sturze zu bewahren. Noch lebt sie, obgleich sie schwerlich über den folgenden Winter hinaus sich erhalten lassen wird. Wir haben Pferderennen, Musik, Feste, Badereisen u. dgl. m., welche unser Geld und unsere Sinne absorbiren und natürlich für eine zur Ehre des deutschen Volkes gegründete Anstalt Nichts übrig lassen.“

„Jetzt ist sie von mir unter Stellvertretung nach einem anderen Orte gesendet worden; ich habe Muße und diese wende ich an, mich mit Ihnen zu unterhalten, wie ich es längst gewünscht.“

„Ich übergebe Ihnen eine Produktion, mit welcher ich einen Schritt in ein mir bisher neues Gebiet gethan habe. Wahrscheinlich wird es mich für die zweite Hälfte meines Lebens in Beschlag nehmen, denn die Coulissen haben sich mit breitem Rücken zwischen mich und alles dramatische Produciren geschoben und die Influenzen der Gegenwart tödten alle Lyrik in mir ab. So wird man denn wohl vom vier-

zigsten Jahre ab (welches ich vor wenigen Wochen überschritten) sich auf das epische Contempliren verlegen."

„Zwölf Jahre habe ich wirklich, wie an einer Stelle des Buchs geschrieben steht, an den Epigonen gearbeitet, denn 1823 verfaßte ich das erste Buch und am Tage Epimachi 1835 schrieb ich das letzte Capitel. Ein großes Stück meines Lebens und meines Selbst ist hineingearbeitet; mit der Vollendung des Werkes löste sich eine ganze Vergangenheit von mir ab."

„Sonst will ich mit meinen Worten Ihrem Gefühl und Urtheil nicht vorgreifen. Sie werden keine Tendenzen darin suchen und finden; es war das Leben der Gegenwart selbst, mit seinen räthselhaften Umschlingungen, welches mich zu dieser Composition führte."

„In der letzten Zeit las ich mit Vergnügen Ihre Reisebriefe, welche mir die angenehmen Stunden, die ich mit ihnen verleben durfte, wieder frisch vor den Sinn führten. Was Sie über mich gesagt, hat mich sehr erfreut, ich danke Ihnen dafür. Ich war durch so manche Erfahrungen sehr verstimmt; Ihre Worte überzeugten mich, daß ich doch nicht ganz allein in der Welt stehe. Sie haben Recht, wenn Sie sagen, daß ich an meinem eignen Herzen gereift bin; Glück und Umstände, Fürsten, Gelehrte und Kunstrichter haben mich immerdar rechtschaffen ignorirt. Dafür ward mir aber der größere Segen, in einer höchst eigenthümlichen, reich ausgestatteten Zeit geboren zu werden, und für jede ihrer Erscheinungen offne Sinne zu haben."

„Grabbe ist seit einigen Wochen nicht mehr hier, sondern nach Detmold zurückgereist. Ich sah ihn in den letzten Monaten nicht mehr, denn er hatte in seinem schwankenden Wesen immer eine starke Deklination nach den plebejischen Regionen des Lebens. Da nun alle Versuche, ihn die reinliche Straße zu führen, nichts fruchteten, so mußte ich ihn endlich seines Pfades ziehen lassen. Meine Achtung für sein Talent ist

übrigens dieselbe geblieben, und ich bedaure nur, daß hier einer von den Fällen existirt, in welchem das Talent vom Charakter aus zu Grunde gerichtet war."

„Ich habe zwischen die Bücher eine Uebersicht dessen, was die Düsseldorfer Bühne geliefert und zu liefern sich vorgenommen hat, gelegt, woraus Sie den Cyclus unsrer hiesigen Bestrebungen ersehen werden. Auch liegt als Curiosität ein Comödienzettel vom Tieckschen Blaubart bei, den ich im vorigen und diesem Jahre in die Scene setzte. Das Mährchenhafte und Bizarre trat über meine Erwartung theatralisch-plastisch hervor, und die Wirkung war selbst auf die Menge eine bedeutende. Freilich hatte ich einige Abänderungen gemacht, und dann wurde es sehr gut gegeben."

„Das Ueble bei dem modernen Theater ist, daß es nicht bei besondern festlichen Gelegenheiten mitwirkt, sondern daß man es hat zur Tagesspeise machen müssen. Hierin steckt eigentlich der Krebs der Sache. Dadurch tritt sie aus der reinkünstlerischen in die vermischte Sphäre, und muß immer nach kurzem Kampfe dem gemeinen Sinne zur Beute werden."

„Sehr lieb wird es mir sein, wenn Sie mir die Ariostschen Scenerien übersenden wollen. Desgleichen den Aufsatz aus dem Athenæum. Ich muß Ihnen außerdem noch eine Bitte vortragen. Wenn Sie mir einmal bei Gelegenheit eine Nachweisung der Quellen der Geschichte des deutschen Schauspiels von seinem Entsteh'n in Hamburg und Leipzig vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts an aufschreiben wollten, so würden Sie mich sehr verbinden. Ich habe vor, wenn das Düsseldorfer Theater erst gefallen sein wird, eine Geschichte desselben zu schreiben, damit doch etwas davon nachbliebe, wünsche aber dabei etwas zurückzugreifen."

Mit der Bitte, Ihr Wohlwollen mir zu erhalten

Düsseldorf, den 2. Juni 1836.

aufrichtig ergeben Immermann.

Nachdem ich mit großem Interesse die Epigonen gelesen, schrieb ich ihm in wenigen Worten, welchen Eindruck sie auf mich gemacht hatten, und fragte ihn, ob es ihm angenehm sei, daß ich meine Ansicht in irgend einem Journale, vielleicht in der, damals noch vom Geh. Hofrath Eichstädt redigirten Jenaischen Literatur-Zeitung, ausspräche. In seiner Antwort vom 7. Juli 1836 bemerkte er unter Andern:

„Ihre Worte, verehrter Herr und Freund, über die Epigonen haben mich sehr gefreut. Da die Zeit gern mit sich liebäugelt, und die Kranken nicht gern ihre Geschichte erzählen hören, so glaube ich fast selbst, daß, wie Sie fürchten, das Verständniß des Werks noch eine Zeit lang ausbleiben wird, und daß ich auf die Theilnahme Einzelner vor der Hand verwiesen bleiben werde. Auf ihre Frage wegen einer Anzeige des Buchs von Ihrer Hand in der Literatur-Zeitung kann ich nur antworten, daß mir dieselbe sehr lieb und erwünscht sein wird.“

In demselben Schreiben befand sich noch folgende Stelle, die für Manchen nicht ohne Interesse sein mag:

„v. Knebels Nachlaß und Briefwechsel hat mich in der letztern Zeit beschäftigt. Ich muß sagen, daß seine Persönlichkeit mir ziemlich trocken erscheint; unter den Briefen leuchten eigentlich auch nur die des Großherzogs hervor; diese sind aber auch ganz vortrefflich. Ich hatte immer vor, bald einmal eine Reise durch Thüringen zu machen, und dort alle diese Amboßstätten des deutschen Geistes zu beschauen. In diesem Jahre wird aber wohl leider wieder nichts daraus werden.“

Ich schrieb nun eine kritische Anzeige der Epigonen, erhielt dieselbe jedoch, ziemlich lange nachdem ich sie eingereicht, von der Redaction mit der Bemerkung zurück, man könne sie nicht aufnehmen, da etwas darin enthalten sei, das der Pietät der Redaction, welche sie für Göthes Namen hege, widerstrebe. Dagegen war eben nichts zu bemerken, indem ich keine Impietät darin gefunden, Wilhelm Meister

und die Epigonen mit einander zu vergleichen. — Ich sandte also das Manuscript dem Freunde, und erzählte ihm, welches Fatum dasselbe betroffen. Zum Verständniß von Immermann's Antwort lasse ich die Recension hier wörtlich folgen. — Später gab ich sie einem jungen Literaten in meiner Nähe, für eine von ihm unternommene Zeitschrift, die jedoch bald wieder aufhörte und nicht eben große Verbreitung fand, so daß sie wohl nur von sehr Wenigen gelesen worden ist.

Düsseldorf bei J. E. Schaub. — Die Epigonen. — Familienmemoiren in neun Büchern. 1823 — 1835. Von Karl Immermann. — 3 Theile.

Es sei uns gestattet, ein Mal von der gewöhnlichen Art und Weise abzugehen, und das eigentliche Schlußurtheil bereits zu Anfange dieser Zeilen auszusprechen. Wir haben es hier mit einem vortrefflichen Buche zu thun und mit der bedeutendsten Erscheinung der neuesten Zeit im Gebiete des Romans, wenn nicht im Gebiete deutscher Poesie überhaupt. Mit eben so fester und ruhiger Besonnenheit legt in demselben ein wahrer Dichter Rechenschaft ab von dem Eindrucke, den seine Zeit auf ihn gemacht, als er, mit allen Schätzen ausgestattet, die nur wenigen Menschen in so hohem Grade verliehen wurden, seinen Stoff, die äußere Welt seiner Gedanken, erschafft und ihr die angemessenste künstlerische Gestaltung verleiht. Es ist ein Vermächtniß Immermann's an seine Zeit, das, wie eine fromme Stiftung, auch folgenden Geschlechtern Segen bringen soll, um so reiner, als es ihm sittlich dringendes Bedürfniß war, in ihr sein Innerstes darzulegen, um so schöner, als sich bei ihm der Dichter nie und nirgends von dem Menschen trennt oder vor ihm verläugnet. — Er gehört nicht zu dem Haufen der Unzufriedenen unserer Tage, deren Unzufriedenheit ein Kind der Selbstsucht und Eitelkeit ist, die mit ihr kokettiren, weil sie glauben, sie zeigten sich so am Vortheilhaftesten und

machten Effect, sondern zu den wenigen Edeln, die da zürnen über das Gemeine, das sich leider überall jetzt vordrängt im Leben, wie in der Wissenschaft und Kunst, deren Zorn aber eine Frucht ihrer Liebe ist, welche sie nie verläßt, selbst nicht der Gemeinheit gegenüber, in der sie stets das verlorne oder zerstörte menschliche Element beklagen, das in sich verging, anstatt aus sich heraus zum Guten und Göttlichen zu streben. —

Unsere Zeit drückt Alle, das ist keine Frage, und wir sehen uns sämmtlich nach Hülfe und Besserung, wenigstens nach Linderung um; die Hoffnung wird kein Vernünftiger aufgeben, denn eben so deutlich tritt hervor, daß die Gegenwart, wenn sie auch selbst in ihrem Keime nichts Großes bergen sollte, doch Großem vorangeht und es vorbereitet. Die gewaltigen Kämpfe zu Ende des vorigen wie zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts haben das Leben in seinem ganzen Umfange auf das Heftigste aufgeregt; die äußere Ruhe, in der wir uns jetzt bewegen, gleicht der eines Fieberkranken, bei dem der regelmäßige Anfall zum ersten Male wegblieb; heimliche Zuckungen lassen ihn immer noch an der völligen Befreiung vom Leiden zweifeln; aber er macht Pläne der Genesung und betrachtet in solchen Momenten sein Uebel als ein gewaltsames Mittel, von dem sich eine vollständige Regeneration seines lange siechen und gequälten Körpers hoffen läßt. Worauf es ankommt, das sehen die Wenigsten klar; auf die richtige Erkennung und Benutzung des Stadiums der Reconvalescenz nämlich, und in einem solchen Stadium befinden wir uns gerad[illegible]was uns nicht ruhig vorwärts bringt, schleudert uns leicht noch tiefer in das alte Uebel zurück und macht die wirkliche Heilung um desto schwieriger. Im Allgemeinen über das Weh unserer Tage ein bestimmtes Urtheil zu fällen, dazu sind wir noch nicht reif, weil uns die Gegenwart zu sehr befängt; es darf es Keiner unternehmen — denn er ist eben so wenig sicher vor dem Miß-

verstehen, wie vor dem Mißverstanden-werden — als nur der Dichter allein, der uns, indem er aus dem Spiegel seiner Seele die Gegenstände reflectirt, ihr Gutes wie ihr Böses zeigen kann, weil er sie uns in einem concentrirten Bilde erscheinen läßt, das wir leichter zu übersehen, aufzufassen und daher zu beurtheilen vermögen, als jenes große, vielseitige Bild der Wirklichkeit, das uns durch seine vielen, divergirenden Einzelheiten besticht, zerstreut oder täuscht und verführt.

Diese schwierige Aufgabe nun hat der Verfasser der Epigonen, wenn auch nicht in directer Absicht, Solches zu thun, doch aus Intuition als ein echter Dichter mit dem feinsten Talent und, was noch weit schwerer wiegt, mit dem feinsten Herzen gelöst. — Alle Richtungen, alle Bestrebungen unserer Periode in seinem Werke geschildert zu erwarten, wäre thöricht: aber alle, die das Herz berühren, die auf den inneren, eigentlichen Geist der Nation ihren Einfluß üben und aus ihm entsprossen, von ihm künden, hat er festzuhalten verstanden, da sein poetisches Gefühl, sein Gemüth ihn zu diesen an und durch sich schon wirklich poetischen Objecten hinzog, und ihn sinnend, freilich nach individueller Neigung, bei Einzelnen mehr oder weniger, dabei verweilen ließ. Der Titel seines Werkes spricht deutlich aus, was er bringt: Familienmemoiren der letzten Jahre, welche die herrschenden Stände der Gesellschaft in ihrem Verhältnisse zu und ihrem Kampf mit einander zeigen, die Repräsentanten der drei Gewalten unseres Zusammenlebens: angeerbte Herrschaft, Geld, Intelligenz, als [illegible] Adel, den Kaufmann, den Gelehrten. — Sie sind Epigonen (Nachgeborne, tragend, was ihnen die Ahnen bereiteten, der unterliegend, der siegreich hervorgehend); aber ihre, d. h. unsere Nachkommen, werden es nicht sein, denn die Epoche schließt sich mit uns — die Krisis der letzten Zeit hat die alten Satzungen ihrem Ende nahe gebracht, nur der Schein vergangener Tage hält

sie noch auf der Oberfläche des Lebens, und sie müssen unrettbar sinken, wenn sie sich nicht mit den neuen Mächten, die gerade durch jene Krisis erstarkten und gediehen, auf das Innigste verbänden. — Diese neuen Mächte aber sollen das bestehende Wahre und Gute vor Allem zu erhalten suchen in seinen Grundbedingungen, die aus socialer Nothwendigkeit entsprangen und social nothwendig bleiben. — Es wird nicht an Kämpfen fehlen, heimlichen wie öffentlichen, bis beide Theile einsehen, daß nur im Frieden Heil ist, weil nur der Friede allein Wechselwirkung zum großen Zwecke gestattet.

So glauben wir die Grundidee des Dichters im Allgemeinen verstanden, und, wie wir hoffen, richtig aufgefaßt zu haben. Wenden wir uns nun zu dem Romane als Kunstwerk, damit ihm sein eigentliches Recht widerfahre. Der sich hindurchschlingende Geschichtsfaden erinnert unwillkürlich an Wilhelm Meister, weil hier wie dort, ein junger, strebender, aber richtungsloser Mann der Träger der Fabel ist. Poetische Naturen werden leicht durchfühlen, daß diese Aehnlichkeit keine absichtliche Nachahmung (ein Dichter wie Immermann ahmt nicht nach), aber auch kein unwillkürliches Spiel der Phantasie war, sondern durch Natur-Nothwendigkeit bedingt wurde. Nur um einen solchen Charakter läßt sich eine ganze Zeit mit allen ihren Einzelnheiten und ihrer wirklichen Erscheinung gruppiren; jeder bedeutendere müßte nothwendig Einfluß auf die Umgebungen ausüben, die sich nur rein zeigen, wenn sie ungestört auf ihn wirken können, und die allgemeine Wahrheit des Ganzen ginge verloren. So wählte Goethe seinen Wilhelm, als es ihm darauf ankam, das Streben eines jungen Mannes seiner Zeit, sich in das rechte Verhältniß zu Natur und Welt zu setzen und dadurch zum Rechten und Schönen zu gelangen, auf poetischem Wege nachzuweisen. Hermann, der Mittelpunkt der Epigonen, ist aber um so viel bedeutender, als Wilhelm Meister, um so viel unsere Zeit sittlicher ist als

die, in welcher sich der Letztere bewegt. Während das Streben dieses Jünglings mehr ein gefälliges und gefallendes, als ein würdiges ist, hat Jener immer etwas Ernstes, Bedeutendes im Auge, dem er seine Richtung zuwendet; zwar läßt er sich eben so leicht irre leiten und vom Wege abführen, wie das überhaupt der Jugend eigen ist, aber er tändelt nicht so viel; seine Zwecke bleiben großartig, und so erreicht er denn auch zuletzt, aus der Schule der Erfahrung durchgebildet hervortretend, selbstständig ein Ziel, während Wilhelm Meister am Schlusse der Lehrjahre uns immer noch als ein Schüler erscheint. Damit meinen wir gar nicht, den hohen und entschiedenen Kunstwerth von Goethe's großem Werke anzutasten; es wäre thöricht, Solches zu wollen, sondern wir sprechen nur bestimmt aus, daß dem von Immermann gezeichneten verwandten Charakter ein weit höherer moralischer Werth beiwohne, ein Umstand, der schlagend beweist, wie richtig der Verfasser der Epigonen unsere Zeit auffaßte und unsere jetzige Jugend begriff, die eher zu viel Ernst besitzt, als zu wenig. Doch nicht bloß Hermann allein, alle übrigen Charaktere vom Ersten bis zum Letzten sind eben so historisch als psychologisch richtig entworfen und durchgeführt, und man fühlt die Wahrheit derselben so hervortretend durch, daß man überall meint, wirklichen, lebenden Menschen zu begegnen — selbst das phantastische Flämmchen nicht ausgenommen — und leicht in die Versuchung geräth, zu glauben, es seien Porträts, die der Verfasser nach der Natur copirte; dies Letztere um so mehr, als nirgends Karikirung irgend einer Art hervortritt, und selbst die Verirrungen der Einzelnen, wenn auch noch so sehr auf die Spitze getrieben, immer rein menschlich erscheinen und mit der keuschesten Feder gezeichnet sind. Dies ist ein Beweis für die große Keuschheit und Feinheit, die den Dichter durchaus beseelt und kein geringes Lob in unsern Tagen, wo die Lüsternheit sich so breit macht, wie denn Immermann

überhaupt sich nie anders als vollkommen würdig vor der Nation gezeigt hat.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier die Fabel des Romans wieder zu erzählen, da wir weder ihm durch eine solche Skeletirung Abbruch thun, noch uns einbilden mögen, den denkenden Leser dadurch zu befriedigen. — Es genüge daher, kurz anzudeuten, daß das Geschichtliche den Untergang eines vornehmen adeligen Hauses darstellt, das durch den Drang der Zeitverhältnisse ein indirectes Opfer des industriellen Elementes unserer Gesellschaft wird. Dieses Letztere repräsentirt ein überaus klug und großartig speculirender Kaufmann, der Welthandel treibt; aber auch ihm erwächst nur Fluch statt Segen aus diesem Kampf, und eine gräßliche Enttäuschung, welche ihm zeigt, wie leer eigentlich sein ganzes thatenreiches Leben gewesen, endet gewaltsam sein Dasein. Der Kampf, der beide Partheien gegen einander stellt, ist kein einzelner, kein willkürlicher, es ist der Kampf der Zeit, das Resultat der Nothwendigkeit, wie sie jetzt ihre Herrschaft über die Götter und die Menschen der Erde gestaltet hat. Dieser Kampf bildet den eigentlichen Mittelpunkt, von dem aus Strahlen in mannichfachen Richtungen ausgehen und zu dem wieder Alles zurückkehrt. Die verschiedenartigsten Interessen durchkreuzen ihn, und die wichtigsten Lebensfragen unserer Tage kommen dadurch, wenn auch nicht zur absoluten Lösung, doch zu genauer Betrachtung und Entwickelung. Leicht und gefällig führt uns der Dichter zu Anfang in die Verhältnisse ein; wir werden, wie Hermann, durch die Eleganz und äußere Anmuth des höheren gesellschaftlichen Lebens angezogen und bestochen; allmählich thun wir tiefere Blicke in das Hohle und Leere oder Einseitige so mancher hervortretenden Bestrebung Einzelner wie ganzer Stände; aufmerksam und beobachtend wenden wir uns mit ihm der Gegenparthei zu; auch hier findet sich eben so viel Schein und Lüge, und wir werden inne, wie doch

beiden Theilen der eigentliche wahre innere Gehalt abgehe, und daß nur Wahrheit und Liebe, Beide entschieden und uneigennützig, allein zur rechten Mitte führen können. — Wir haben auf der einen Seite die fast krampfhaften Bestrebungen des Adels angeschaut, sich durch das Einzige, wodurch er noch zu gelten glaubt, die Repräsentation in vollster Wirkung zu bewahren und zu erhalten; auf der andern Seite ward uns die wunderliche Ausgeburt der neuesten Zeit, das revolutionäre Streben in seiner ganzen unreifen Lächerlichkeit, wie in seiner zerstörendsten Reife geschildert, dort, wie hier, tritt moralische Verderbtheit hinzu und untergräbt das ursprünglich reine Princip, das wenigstens in seinen Grundideen, der der Besserung wie der der Erhaltung, sittlichen Werth besaß, und das rein Menschliche, das mit dem Göttlichen so innig verwandt ist, erhält sich allein oben. Einzelne wichtige Momente, Forschungen und Richtungen reihen sich dazwischen ein; die religiösen Zweifel, die sich bei den Einzelnen in eigenthümlichen Erscheinungen manifestiren, die Wendung in unserer Bildung und Erziehung, die Behandlung der Kunst, wie sie jetzt getrieben wird, alles Dies kommt praktisch als Theil der Fabel zur Sprache, aber so mit dem Ganzen verflochten und mit ihm fortschreitend, daß nirgends auch nur die mindeste Retardation oder Hemmung Statt findet, oder das Interesse des Lesers an den Hauptfiguren und deren Durchbildung geschwächt oder abgelenkt wird.

Daß bei einer so reichen Erfindung demungeachtet einzelne Partieen und Situationen glanzvoller hervortreten, als andere, braucht wohl nicht bemerkt zu werden, dennoch aber leidet die Harmonie des Werkes nicht darunter, da den Verfasser die vollkommenste epische Ruhe fortwährend begleitet, welche noch obendrein und stets zu rechter Zeit durch eine überaus feine und zarte Ironie gehoben wird. — Einen ganz besonderen Reiz erhält der letzte Theil der Epigonen namentlich dadurch, daß der Dichter seine Subjectivität mit

demselben verwebt und so, indem er die bedeutendsten Personen über das Vorhergegangene redend und betrachtend, so wie ergänzend einführt, seine Leistungen auf die gewandteste Weise und eben so passend als gründlich beurtheilt. Dieselbe Feinheit und Klarheit herrscht übrigens in dem ganzen Werke hinsichtlich der äußeren Form vor; der Styl hat eine Anmuth, Ruhe und Ründung, eine Stetigkeit und Klarheit bei großer Kraft und Stärke, bei Reichthum und Phantasie, wie er seit Goethe noch nicht wieder hervorgetreten ist.

Streng urtheilend könnte man allerdings sagen, das Buch entspräche seinem Titel nicht ganz; sollten wir, die Epigonen, die Helden des Romans sein, so müßten alle unsere Hauptrichtungen dargestellt werden, und das sei allerdings nicht der Fall; das Staatsleben und das Wesen der Litteratur, so wie die eigenthümlichen Richtungen unserer Tage, seien nur berührt, nicht geschildert, und in dem Dargestellten herrsche das Provinzielle zu sehr vor, eigentlich Westphalen und Berlin. — Diesem Fehler, wenn es anders einer wäre, ist aber leicht abgeholfen; man braucht auf dem Titel vor dem Worte Epigonen nur das die wegzustreichen, um dem Werke seine volle Geltung zu verschaffen und den Tadel als ungültig zu Boden fallen zu lassen.

Mittlerweile hatte mein Roman „Mirabeau und Sophie" eine neue Auflage erlebt, und diese war von mir Immermann gewidmet worden; eben so hatte ich ihm die in dem früheren Briefe gewünschten Bücher besorgt und übersandt. Auf meine verschiedenen Briefe antwortete er am 22. Mai 1837:

„Verehrtester Freund! Die Theologen reden von einer Sünde, welche nicht vergeben werden kann, ohne zu wissen, was für eine es eigentlich sei; im außertheologischen Gebiete weiß ich wohl, welche es ist; es ist die, gute, freundliche dankenswerthe Briefe 6 Monate lang unbeantwortet zu lassen. Kann mich etwas entschuldigen, so ist es der Wirbel,

in welchen mich die gerade in ihrem letzten Stadio mit höchster Energie anzufassende Bühnendirektion den ganzen Winter und einen Theil des sogenannten Lenzes hindurch stürzte, und dann ein Wechselfieber, welches mich nach beendeter scenischer Wirksamkeit, gleichsam als Epilog, anfaßte, und mehrere Wochen lang zu Allem unfähig machte."

„Für die Zueignung Ihres Mirabeau danke ich Ihnen auf das Schönste und Beste; das Buch selbst habe ich mit großem Interesse gelesen, es rückte mir jene frivolen und bedeutenden Gestalten und Verhältnisse, überhaupt jene Zeit, in welchen der ganze Gehalt des Lebens in die Passionen verlegt wurde, recht nahe. Mirabeau ist ein glücklicher Charakter für die Dichtung, er bleibt auch als politische Figur und Mitglied der Nationalversammlung eigentlich immer Romanenheld, in unbewußten Anregungen und mehr durch Leidenschaft, als nach Grundsätzen, aber eben deßhalb um so gewaltsamer wirkend. Ihnen ist es nun gelungen, ihn in einem lebendigen und farbenwarmen Bilde in jenem Verhältnisse aufzuerwecken, welches die ganze Perversität und Sophisterei — freilich getaucht in Feuer und Grazie — dieses Charakters enthüllt."

„Für die Mittheilung der Bücher und der dramaturgischen Notizen ebenfalls meinen herzlichen Dank. Die ersteren entbehren Sie hoffentlich nicht, so daß ich sie noch eine Zeit lang behalten kann. Bin ich nicht zu unbescheiden, wenn ich, da Sie mir in den Notizen einen solchen Vorrath aufgespeichert gezeigt haben, bei Gelegenheit noch auf Einiges von Ihrer Güte rechne? Ich denke bald an die Aufzeichnung meiner dramaturgischen Erinnerungen zu geh'n, so lange die Sache bei mir noch frisch ist; jetzt steht sie mir noch in zu massenhafter drückender Nähe. Es ist sonderbar: während die Journale von dem Erbärmlichsten des Erbärmlichen, nämlich, wie Mad. X. gespielt und wann Herr Y. seinen Katarrh losgeworden, starren, war von der Düsseldorfer Bühne,

wo wirklich materiell Interessantes in Führung, Behandlung der Stücke, Arrangement des Scenischen geschah, nie die Rede. Dieß treibt mich hauptsächlich mit zur Feder; es ist hin und wieder hier etwas geschehen, was ein Mann vom Fach noch anderwärts wird brauchen können."

„Wäre ich noch fähig, über irgend Etwas in dem deutschen Literaturwesen zu erstaunen, so würde das Verfahren des Hrn. E. mir diese Regung entlockt haben; denn Ihre Recension enthält auch nicht das mindeste der Pietät gegen Göthe Widerstreitende. So aber habe ich mir jene Emotionen längst abgewöhnt; sie sind nicht wohl angebracht einem Gebiete gegenüber, wo gegenwärtig sich knabenhafte Petulanz, Servilismus und Eunuchische Abgötterei mit dem Verwesten und die Umtriebe der Cliquen den Preis des schmutzigen Sieges streitig machen. Schlimm nur für mich, daß dergleichen die Veröffentlichung eines für mich so ehrenvollen Zeugnisses hindert. Ich habe die Recension mit großer Freude gelesen."

„Meine Bühne schloß ich, als bankerotter Impressario, am 1. April. Es war im letzten Winter noch der letzte Hauch aufgeboten worden, um noch alles Bedeutende, was bisher im Cyclus der hiesigen dramatischen Leistungen gefehlt hatte, nachzuliefern. Calderons wunderthätiger Magus, Tochter der Luft, zweiter Theil, mit einem aus dem ersten Theile genommenen Vorspiele, Richter von Zalamea, gingen, nebst Julius Cäsar, Othello, Iphigenia und Kleist's Schroffensteiner (in einer Bearbeitung von mir) nach einander über die Bretter."

„Vielleicht habe ich das Vergnügen, Sie im Herbst zu sehen. Ich werde im September meine Familie in Magdeburg besuchen, und gedenke den Rückweg durch Thüringen zu nehmen, welches ich nur als neunzehnjähriger freiwilliger Jäger sah, und wohin mich ordentlich eine Sehnsucht zieht. Erfüllt sich dieser Vorsatz, so würde ich wohl so gegen den 24. September in Jena sein."

Er traf auch wirklich am neun und zwanzigsten September ein, und begrüßte mich am Morgen früh mit dem herzlichsten Lachen und den Worten: „da bin ich" — in meinem Zimmer. Wir waren uns in der Zwischenzeit außerordentlich nahe getreten. Nachdem er meiner Frau und mir sehr behaglich von seiner Reise erzählt hatte, gingen wir zusammen auf die Universitätsbibliothek, wo ihm Hofrath Göttling manches ältere interessante Dramaturgische hervorsuchte, und dann zur seligen Schopenhauer, die es interessirte, ihn in Jena kennen zu lernen, da er es in Bonn, so oft er auch dort gewesen, jedes Mal aus einer poetischen Grille versäumt hatte. Die feine, geistreiche und so echt gemüthliche Frau sagte ihm nun so sehr zu, daß er versprach, ihr am Abende sein neues Drama „die Opfer des Schweigens" vorzulesen. — Das Stück war, wie er erzählte, auf folgende Weise entstanden. J. hatte in einer durch Fieber schlaflosen Nacht sich lebhaft mit der bekannten Novelle Tancred und Ghismonde beschäftigt, und vergeblich einen Reim auf Ghismonde gesucht. Aergerlich darüber entschloß er sich, das ganze Sujet dramatisch zu bearbeiten, hatte noch in derselben Nacht den Plan, Scene für Scene, ausgearbeitet, und das Drama selbst binnen den nächsten vier Wochen vollendet. —

Am Mittage, wo er bei mir speiste, und Niemand als Hofrath Göttling, Fräulein Schopenhauer und die Meinigen zugegen waren, wurde er noch aufgeräumter als am Morgen. Unter Anderem als wir davon sprachen, wie so viele Menschen die Neigung hätten, das, was sie erzählten, noch mit ihren eigenen Zuthaten auszuschmücken, und ich sehr damit geneckt wurde, daß ich mich so gut auf das Herausputzen verstände, sagte er: „das ist Alles noch gar Nichts gegen mich; Ihr glaubt gar nicht, welch ein Talent und welche Neigung zum Lügen ich habe; ich kann die ungeheuersten Dinge erfinden und mit der größten Lust und Ernsthaftigkeit bis in das Unglaublichste fortspinnen. Darum gehe ich auch jetzt damit

um, einen neuen Münchhausen zu schreiben, der den alten auf das Abenteuerlichste übertreffen soll. — Da will ich mir im Lügen einmal recht etwas zu Gute thun."

Am Abende las er in kleinem Kreise bei der Schopenhauer die Opfer des Schweigens vor. — Er las mit großer Kraft und Pathos, ohne alle Uebertreibung, hatte aber die Eigenheit, unbedeutendere Scenen durch hineingeschobene „Nun spricht dieser" — „darauf erwiedert Jener" — in epische Darstellung zu verwandeln. Die wunderschöne Liebesscene ergriff uns Alle mächtig; auf jeder Bühne, auf welcher sie nur mit der Hälfte Wärme und inniger, zarter und doch so tiefer Empfindung vorgetragen würde, mit der ihr Dichter sie uns las, müßte sie die größte Wirkung üben. Einen Einwurf, den ich gegen eine andere Scene machte, wies er lebhaft und fast heftig zurück. Das Werk war selbst noch zu frisch in ihm und das Feuer des Schaffens durchglühte ihn noch ganz. —

Am anderen Morgen begleiteten meine Frau und ich ihn nach Weimar. Die Nebel lagen rings um auf und in den Bergen und bildeten neckische Gestalten, die mich sehr ergötzten. Ich forderte ihn auf hinauszusehn, um das Schauspiel zu genießen; hier brauten die Bergkessel das Wetter anders als am Rhein und in seinem Gedicht von der Flasche. — Behaglich in die Ecke des Wagens gedrückt, sagte er zu mir: „Sie sind ja selber ein Poet; beschreiben Sie mir es doch, da brauche ich es nicht zu sehn." — Ich lieferte ihm nun eine Beschreibung und sagte unter Anderem, daß einige malcontente Schwarzelfen sich davon geschlichen und in einem Busch bei Seite ein apartes Nebelchen angemacht hätten. — Das ergötzte ihn und er meinte nun: „Bringen Sie den Nebel einmal in ein lyrisches Gedicht; Ihr Talent ist überhaupt vorherrschend lyrisch." — Als ich bald darauf mich eine Zeitlang in Rudolstadt aufhielt und ein ähnliches Spiel des Nebels beobachtete, fielen mir seine Worte wieder ein

und es entstanden ihm zu Ehren folgende Verse, in denen ich den Anblick in eine ernste Situation hinüber zu tragen versuchte.

Die Nebel schwärmen in den Bergen
Und drängen sich um Kluft und Stein,
Als ob ein rastlos Heer von Zwergen
Sich mühe, heimisch dort zu sein.

Sie hängen fest an Fels und Bäumen
Und breiten ihre Zelte aus,
Aufdämmernd, wie in flücht'gen Träumen,
Blickt duftumflort das Laub heraus.

Da bricht die Sonne durch die Ritzen
Und schleudert Strahlen, Stoß auf Stoß;
Die Nebel fliehen von den Spitzen,
Und werden Thau im Blumenschooß.

So ging es auch mit meinem Herzen.
Des Nebels Decke lag darauf.
Es bargen unter ihr sich Schmerzen
Und drängten qualvoll sich herauf.

Da beugtest Du Dich zu mir nieder
Voll Liebe, sonnengleiche Frau!
Urplötzlich sinkt der Nebel nieder,
Und mir im Auge perlt der Thau.

Vom Dichten überhaupt wandte sich das Gespräch aufs Improvisiren; er forderte mich auf, nachdem ich ihm erzählen müssen, wie ich es eigentlich getrieben, und dabei mit tiefster Verehrung einer Aeußerung des unvergeßlichen Großherzogs Karl August gedachte, ich solle ihm sogleich im Wagen in einem Sonett den großen Fürsten schildern; ich ging darauf ein und sagte ihm in einem Sonett, daß es mir unmöglich sei, denselben zu schildern, wie ich ihn

im Herzen trüge. — Er schalt mich nun, daß ich ihn angeführt und gerade das Gegentheil von dem gesagt, was er mir aufgegeben.

Unter solchen Gesprächen erreichten wir Weimar. — Hier ging es uns eigen. Die Personen, die ihn interessirten, fanden wir entweder nicht zu Hause, namentlich nicht den Geheimerath von Müller, der mit der liebensreichsten Würdigung alles wahren Talentes, in welchen Kreisen es sich auch bewegen möge, und mit dem ewig jugendlichen Gefühl für alles Große und Schöne, das freundlichste Entgegenkommen verbindet, — oder auch sie empfingen ihn, in ihrem Bewußtsein, Weimaraner zu sein, so vornehmthuig und mit solchen bannalen Phrasen, wie: Zum ersten Mal in Weimar? — Werden Sie sich lange hier aufhalten? u. s. w., daß ihm sehr bald alle Geduld riß, und ich, der ich das nur zu gut kannte, nicht aber erwartet hatte, daß man sich einem Manne wie Immermann gegenüber auch auf die alte hohe Mähre setzen werde, wußte nicht, ob ich lachen oder mich ärgern sollte. — Ich vermittelte nun wenigstens, daß er die heilige Stätte, in der Karl August zwischen Schiller und Goethe ruhte, zu sehen bekäme, und bewog ihn dann, nachdem wir zusammen im Gasthofe zum Erbprinzen gespeist und er reich an lustigen und tollen Einfällen über die Fata des Morgens gewesen war, nach dem Garten der Erholungsgesellschaft zu gehn und dort Kaffee zu trinken, in der Hoffnung, daselbst einige Notabilitäten zu treffen, die sich freuen würden, ihn kennen zu lernen, und an denen er auch Freude haben könnte. — Allerdings trafen wir auch einige, deren Namen nicht ganz ohne Klang ist, aber es waltete wieder derselbe Unstern wie am Morgen — was ich mir nachher wohl erklärte; da er kein Journalmann war, so hatten jene Herren Nichts von ihm gelesen, wollten das verbergen und benahmen sich daher so seltsam. Endlich ward er ungeduldig, nahm mich bei dem Arm und sagte: Kommen Sie, wir

wollen in das Hôtel zurück, dort plaudern, bis Sie fort müssen, und dann setze ich mich hin und schreibe. — Wenn das Morgen nicht besser aussieht, so reise ich gleich, nachdem ich Dies und Jenes gesehn, wieder ab. —

Wieder auf seinem Zimmer angelangt, geriethen wir bald in ein tiefes und ernstes Gespräch über Literatur und literärische Pläne, das mir ewig unvergeßlich sein wird. Er forderte mich zu einer bedeutenden Arbeit auf, für die ich, wie er meinte, wie geschaffen sei, die aber mehr Ehre als Gewinnst bringen konnte. Ich gestand ihm nun, daß ich in meiner Lage an dergleichen mich gar nicht wagen dürfe, da die Rücksichten auf die Meinigen es mir durchaus verböten, und erzählte ihm, wie ich nämlich seit bereits eilf Jahren so schlecht gestellt sei, daß ich durchaus für Buchhändler arbeiten müßte, um mir im eigentlichen Sinne des Wortes mein tägliches Brod zu verdienen, und daß ich daher unermüdlich erst zehn Stunden des Tages dem Teufel zu dienen habe, ehe ich mir erlauben dürfe, in den übrigen zwei Arbeitsstunden, wenn ich nicht zu abgespannt sei von literärischem Holzhacken, meinem Gotte zu dienen, indem ich doch auch so gewissenhaft wie möglich dem mir verliehenen, aber kaum das Nothdürftigste eintragenden Amte, dessen Einkünfte obendrein ganz durch nothwendige mit demselben verbundene Ausgaben absorbirt würden, zu genügen wünschte. — Er sah mich erstaunt an und sagte: — Aber der verstorbene Großherzog — — Lebt unvergeßlich in meinem Herzen fort — das wissen Sie ja — erwiederte ich ihm.

Ich wandte das Gespräch, das mir peinlich wurde, wieder auf seine Pläne, von denen er mir erzählt hatte und zu denen er sich von Neuem mit großer Lebhaftigkeit wandte. Plötzlich brach er in die merkwürdigen Worte aus: Wäre ich nur erst Herr über meine Leidenschaften, was könnte ich leisten!" —

Es war nun die höchste Zeit für mich zu scheiden, da

ich an demselben Tage wieder nach Jena zurück mußte. Er umarmte mich herzlich bei dem Abschiede, und wünschte mir Muße und eine sorgenfreiere Stellung; ich ihm lächelnd, Herr der Leidenschaften zu werden.

Ich ahnte nicht, daß mein Wunsch sobald in Erfüllung gehn werde. Zwei Jahre später hatte die höchste Leidenschaft sich seines Herzens bemächtigt, das wieder aufblühte wie in den geweihtesten Tagen seiner Jugend! und die Gottheit rief ihn dann ab, nachdem sie ihn mit dem reinsten Glück gekrönt, in der Fülle seiner Kraft und seiner Liebe. — Sein Wunsch an mich hat sich noch nicht erfüllt; mit mir blieb es unverändert bei dem Alten.

In Weimar ging es ihm am folgenden Tage besser; er traf den Geheimerath von Müller, der ihn zu den rechten Leuten brachte, so daß er länger dort verweilte, als er anfangs gewollt, sich wohl befand und eine sehr angenehme Erinnerung mit fortnahm. Als er wieder in Düsseldorf war, schrieb er mir (am 3. November 1837) Folgendes, das sich fast gänzlich auf unsere mündlichen Unterhaltungen bezog. —

„Schon längst hätte ich Ihnen, theuerster Freund, geschrieben, und Ihnen nochmals für alle die Liebe und Güte, die Sie mir in so reichem Maße erwiesen, gedankt, wenn ich nicht bisher hier alle Hände voll zu thun gehabt hätte. Freilich befanden sich unter diesen Geschäften besonders Allotrien und Ineptien (wovon nachher das Nähere), indessen auch Allotria sind oft von gebieterischer Nothwendigkeit.“

„In Weimar ging's mir nachher noch besser, als wir gedacht hatten. Die Carstens'schen Zeichnungen interessirten mich sehr; man war artig gegen mich, auch der Hof; Goethe's Haus und Sammlungen fesselten mich; so kam es, daß ich im Ganzen drei Tage dort blieb. Der Erste war gar zu komisch, und die Gesellschaft an der Ilmbrücke wird mir unvergeßlich bleiben. — Sie (aber nicht die Gesellschaft an der Ilmbrücke) haben mich auch aufgefordert, die Opfer des

Schweigens einzusenden; noch ist's aber nicht geschehen und ich häsitire noch."

„Zum Lesen bin ich noch gar nicht gekommen, und dieß ist der Grund, weßhalb ich Ihnen über Ihre Volkslieder* Nichts schreiben kann. Sie sollen übrigens nun meine erste Lecture sein, ich interessire mich für diese Sammlung sehr, und lechze nach neuen poetischen Motiven, die ich da in reicher Fülle erwarte."

„Wenn ich keine Gedichte lesen konnte, so habe ich inzwischen einen Dichter kennen gelernt, nämlich Freiligrath, den ich in Barmen besuchte. Ein netter Junge, nur leider als Commis eines Wupperthaler Handlungshauses in den geisttödtendsten Verhältnissen. Aus Secunda abgegangen; es thut Einem in der Seele um so ein wahres, reiches Talent wehe, und doch läßt sich nur das Prognosticon stellen, daß der Mangel an Bildung und Kenntnissen und die Ungunst der Situation zu baldiger Erschöpfung führen werde."

„Der Frank'sche Almanach ist auch heraus und darin mein Grabbe. Er nimmt sich, wie mich dünkt, gedruckt nicht übel aus. Haben Sie ihn schon gelesen? In diesem marquanten und marquirten Wesen will ich die ganzen dramaturgischen Erinnerungen halten; ich werde Nichts verschweigen und jedes Ding bei seinem Namen nennen. Ich denke, das Buch soll wohl werden, da es von einem Praktiker, der doch zugleich allen Respect vor dem Theoretischen und Ideellen hat, kommen wird, eine solche Vereinigung aber bei den Sachen, die in diesem Gebiete seit einigen Decennien erschienen sind, selten vorkam. Nun üben Sie Barmherzigkeit an mir, bester Freund, und schicken mir Alles, was Sie Dramaturgisches und unbekanntes Dramatisches auftreiben können, mit möglichst weitem Termin; ich kann Alles gebrauchen und noch etwas mehr. Verzettelt

* Halle der Völker. Sammlung vorzüglicher Volkslieder der bekanntesten Nationen rc. Frankfurt a. M 1837. 2 Bände.

wird Nichts bei mir, auch für den Todesfall soll eine Nachweisung der von Ihnen geliehenen Bücher Ihnen zugehen."

„Im Gesellschafter stand eine Recension über Beer's Briefwechsel von Rebenstein, über die ich mich gefreut habe. Das ist doch noch ein Mensch, der es zu schätzen weiß, wenn sich's Leute um ihre Aufklärung und Fortbildung sauer werden lassen."

„Die eine Flasche ist für Sie, die andre soll Fräulein Schopenhauer ausstechen. Ich erinnere mich nicht, gehört zu haben, daß Sie Eine besitzen; ist es aber auch der Fall, so können Sie doch mit dem zweiten Exemplare vielleicht Jemanden einen Gefallen thun."

„Die Umschläge um die Flaschen zeigen Ihnen, mit welchen Jungenstreichen ich hier zum Theil meine Zeit vertrödle. Ich habe diesen Orden der zwecklosen Gesellschaft gestiftet, um ein point de ralliement für die paar aufgeweckten Köpfe Düsseldorfs zu bilden. Der Herr gebe seinen Segen dazu. Gestern Abend war große Ordensaufnahme mit lächerlichem Ritual und dito Reden nach dem Muster der Zauberflöte. Ich machte das mystische Oberhaupt Sarastro mit thurmhoher Mütze, langem Flachsbart und dito greiser Allongenperücke. Das Komischste bei der ganzen Sache war, das die Neophyten durch alle Komik nicht aus ihrem Ernste zu bringen waren."

„Wollen Sie correspondirendes Mitglied des Ordens werden?"

„Ueber Cassel bin ich gereist, statt über Frankfurt, zu Ruhl gegangen, traf ihn aber nicht zu Hause." — —

Ich besorgte ihm mittlerweile die gewünschten Bücher und schrieb ihm zu gleicher Zeit unter Anderem, daß sein Aufsatz über Grabbe im Frank'schen Almanache meinen Erwartungen nicht entsprochen habe; einmal, weil er nach meiner Ansicht Grabbe als Dichter nicht genugsam charakterisirt, was er doch hätte sollen, da sein Urtheil ein

geltendes sei; dann aber, daß er sich selbst nicht genug gegen boshafte und hinterlistige Mißdeutungen, an denen es nicht fehlen würde, sicher gestellt. Er antwortete mir nun Folgendes am 21. December desselben Jahres:

„Sie haben mich, verehrter Freund, einen argen Sünder im Briefschreiben genannt, und um Sie nicht Lügen zu strafen, habe ich gleich die neue Sünde wieder begangen, sechs Wochen lang meinen Dank für Ihren Brief und Ihre Sendung zurückzuhalten. In der That, es ist unverzeihlich; aber eben deßhalb will ich auch das Papier nicht mit fruchtlosen Versuchen, Ihre Verzeihung zu gewinnen, verschwenden. Glauben Sie mir, daß ich Ihnen sehr dankbar gewesen bin. Hiebei folgen sämmtliche, aus öffentlichen Bibliotheken entlehnte Bücher zurück; sie sind gelesen und quoad relevantia excerpirt. Sie sind mir von großem Nutzen. Von Ihnen habe ich nun noch 1) Tieck's altdeutsches Theater, 2 Theile, 2) The old English Theater, 3 Volumes, 3) Buch der Liebe, 4) Hans Sachs von Büsching, 2 Theile, welche Notiz Lebens und Sterbens halber hier als Recepisse steht. — Für den Opitz meinen schönsten Dank."

„In diesen kürzesten Wintertagen habe ich mich an Ihren Volksliedern wahrhaft erquickt. Mehreres habe ich laut vorgelesen, weil gerade diese Poesie hauptsächlich nur in dem mündlichen Vortrage zur Existenz gelangt. Das Charakteristische tritt wenigstens in den verschiedenen Nationen sehr scharf hervor, bei den Engländern viel Spleen, Egoismus, Untreue, tiefer Natursinn; Niederländer — resolute, zähe Charaktere — Spanier ein prägnantes Factum; die Auswahl ist daher gut getroffen, nur mit den Liedern aus dem Itzgrunde hätten Sie wohl noch sparsamer sein können, von den Liedern der Meistersänger hätte ich 3. und 11. weggelassen, die eine bloße Fabrikreimerei zu sein scheinen, und wovon No. 11. auch nicht einmal historischen Werth hat. Daß Sie im Ganzen auf möglichste Sinntreue ausgingen,

und darüber selbst hin und wieder Metrum und Reim opferten, ist gewiß zu loben, nur muß sich dann doch Alles in den Grenzen des Rhythmischen halten, und wo letzteres fehlt, namentlich beim lauten Lesen sich gar kein Rhythmus mehr hineinlegen läßt, da bin ich nicht mit Ihnen zufrieden gewesen, so z. B. in dem Verse des Norwegischen Nationalliedes:

Gold vom Berg, Brod vom Thal, Fisch vom Strande.

Mehreres ist dagegen sehr gut auch in metrischer Beziehung, und Einzelnes meisterhaft, so unter Anderem das tolle Ding von der dicken Claudine, was ich gern einmal hübsch componirt hören möchte. Theilen Sie mir doch gefälligst in Ihrem nächsten Werthen oder Werthesten oder Allerwerthesten ein vollständiges Verzeichniß Ihrer derartigen, bisher von Ihnen erschienenen Sammlungen mit; ich habe Verlangen, sie mir anzuschaffen, da diese Sachen mich immer besonders anziehn und productiv machen, wie ich denn aus der Spanischen Romanze: Die Verzauberte, mir die Idee zu einem Mährchen entnommen habe. „Die zürnende Infantin“ hat eine prächtige Situation und könnte eine gute Tragödie geben, wären unsere Sitten nicht so keusch geworden.“

„Ich schreibe an einer höchst abenteuerlichen Composition, Namens: Münchhausen. Noch weiß ich's selbst nicht, was daraus werden soll, und deßhalb kann ich's Ihnen noch weniger vertrauen. Es geht über Vieles in Literatur und Leben darin haarscharf her, und daher wird es wohl allerhand Spektakel absetzen, wenn das Ding erscheint. Das ist nun freilich schlimm, indessen nicht zu vermeiden, denn wenn ein Rad im Laufen ist, so kann es Niemand hemmen.“

„Daß Sie mit meinem Aufsatze über Grabbe nicht zufrieden sind, thut mir leid; eine solche extravagante Figur muß man gerade mit der epischesten Ruhe und Deutlichkeit schildern, soll sie uns nicht gar in Schaum und Dunst zerrinnen. Seine Eigenschaften, sein Wesen habe ich daher ohne die über ihn Mode gewordene poetische Prosa hinzu-

stellen versucht, seine Schwächen und Laster mit Milde behandelt, auch auf den eigentlichen Kern, woraus der ganze Mensch gewachsen, hingedeutet. Was sollte ich nach meiner Individualität anders thun? Das, was vielen Andern in seinen Sachen wie Hypergenialität vorkommt, erscheint mir nun einmal als Product der Schwäche seines Vermögens; dies hängt mit meiner innersten Ueberzeugung von der Eigenthümlichkeit poetischen Schaffens zusammen. (War Sonnenberg ein großer Dichter, weil er Erden und Weltenbrände, Sonnensysteme, Milchstraßen und Abgründe zusammenwürfelte und sich am Ende aus dem Fenster stürzte?) Mithin ist der ganze Aufsatz aus historisch-ästhetischen Ueberzeugungen entsprungen; ein Ressentiment gegen Grabbe hat daran keinen Antheil, was er an mir delinquirt, war ihm längst vergeben."

„Da ich in der Sehnsucht nach Dankbarkeit ganz unersättlich bin, so erfolgt hiebei ein langer Zettel mit enixe desideratis et rogatis. Ich bitte Sie, theuerster Freund, um eines zukünftigen Werkes willen, inständigst, mir zu schicken, was Sie auftreiben können. Der Hinblick auf dieses dramaturgische Werk ist nach dem Untergange meiner Bühne mein einziger Trost, deshalb liegt mir so viel an Allem, was mir dabei von Nutzen sein kann. Die schönsten Grüße an Alle, die sich meiner erinnern; ein vergnügtes Fest und fröhliches Neujahr. Von Herzen der Ihrige!"

Bis in die Mitte des nächsten Jahres schwieg er nun, obwohl ich ihm mehrere Male geschrieben und Manches gesandt und gemeldet hatte, das ihm von Interesse sein mußte. Die Opfer des Schweigens waren unterdessen in Berlin und Weimar aufgeführt worden; da es mich lebhaft interessirte, zu sehen, welche Wirkung dieses Stück, über das ich selbst nicht recht im Klaren war, auf der Bühne hatte, fuhr ich nach Weimar hinüber und wohnte der ersten Aufführung der Tragödie bei. Dieselbe entsprach meinen Erwartungen leider gar nicht; man hatte sich sowohl in der

Besetzung der Rollen, wie in der scenischen Anordnung sehr vergriffen. Genast allein hatte den alten Herzog meisterhaft gespielt und in dieser Parthie wahrhaft Bedeutendes geleistet; den Uebrigen fehlte es zwar nicht an gutem Willen, wohl aber an Kraft und Feinheit der Auffassung; das Ganze war jedoch keinesweges ohne tiefere Wirkung auf das Publicum geblieben, obwohl ich mir mehr davon versprochen hatte. Ich sandte ihm nun darüber einen ausführlichen Bericht, in welchem ich ihm nichts verhehlte.

Während dieser Zeit war auch Grabbe's hinterlassenes Werk: Die Hermannschlacht, mit einer Biographie des Dichters von Duller herausgekommen, und Immermann's Benehmen und Verhältniß zu Grabbe darin verdächtigt und ihm Motive untergeschoben worden, die eine Seele wie Immermann's nie berührt hatten, nie berühren konnten. Aufgebracht darüber schrieb ich dem Freunde, daß er sich solchen Beschuldigungen gegenüber allerdings nicht verantworten könne und dürfe, aber daß ich ihn bitte, es mir zu überlassen, das Falsche derselben öffentlich nachzuweisen. Dann hatte ich ihm auch, wie das überhaupt zwischen uns Sitte war, meinen eben fertig gewordenen Cyclus epischer Dichtungen, Abelard und Heloise, zugesandt. Auf alle diese Gegenstände antwortete er nun am 28. Juni 1838:

„Sie haben freilich wohl Ursache, verehrter Freund, über mein langes Schweigen erstaunt zu sein, indessen bin ich doch nicht ganz so schuldig, wie Sie glauben. In der zweiten Hälfte des Winters war ich durch die Unbilden sehr verstimmt, die ich von dem Berliner Journalisten wegen der Aufführung der Opfer des Schweigens zu erdulden hatte. Das Stück hatte bei der ersten Aufführung das Publicum beschäftigt, bei der zweiten in vollem Hause sich steigenden Antheil gewonnen, bei der dritten vor sehr vollem Hause einen entschiedenen Erfolg gehabt und die gleich darauf erfolgenden Reisen des Fräuleins von Hagen und des Herrn

Rott hatten damals Wiederholungen gehindert, übrigens sollte es als stehendes Repertoirstück behandelt werden. Aus diesen Thatsachen machten die — —, das Stück sei durchgefallen, unter allerlei heuchlerischen Condolenzen, sandten diese Nachrichten in alle Blätter, und kein Mensch hatte so viel Ehre und Wahrheitsgefühl, diesen Lügen entgegenzutreten. Ich war sehr verdrießlich, weil ich mich so ganz in den Händen der — — sah; in solchen Gemüthsverfassungen aber bin ich außer Stande, mich mitzutheilen. Die freien Stunden waren einer Composition gewidmet, Namens Münchhausen, deren erster Band bis Frühjahr fertig werden mußte; seit sechs Wochen aber war ich krank, zuletzt an der Gelbsucht, und bin erst vor wenigen Tagen vom Lager erstanden."

„Dies sind die Umstände, die mich am Schreiben gehindert haben. Verzeihen Sie und vergelten Sie nicht Gleiches mit Gleichem. Ihre gestern erhaltenen Zeilen haben mich sehr erfreut, da sie mir auf's Neue Ihre Freundschaft und Anhänglichkeit bethätigen. Es ist mir lieb, daß Sie die Aufführung in Weimar sahn, wenn gleich Ihr Bericht darüber kläglich lautet. Die Darstellung meines Stücks ist mir deutlich geworden, als hätte ich im Parterre mit gesessen; es eckelt mich an, über die totale Unfähigkeit der jetzigen Schauspieler, irgend etwas aufzufassen und zu gestalten, was nicht über den rohesten Tagesleisten geschlagen ist, noch ein Wort zu sagen. Nur über Eins klären Sie mich doch gelegentlich auf: warum hat denn Madame Genast nicht die Ghismonda gespielt? Das war mein einziger Trost noch für dort, daß ich die Hauptrolle wenigstens in ihren Händen sah. Wie ist es denn nur Menschen möglich gewesen, diese äußerst schwierige, Gestalt, Genie, Grazie, Nuancen, Aplomb und fürstlichen Anstand fordernde Rolle in die Hände jenes jungen Mädchens zu legen?"

„Daß das Stück ungeachtet der Mißgriffe dennoch eine Wirkung gehabt haben soll, klingt wundersam. Ich stehe

nun wieder in Gefahr, daß irgend ein edler Weimaraner, dessen Kameradschaft ich nicht gesucht habe, sich, sechsfach sich vervielfältigend, hinsetzt und in sechs Journale schreibt, auch in Weimar sei das Stück durchgefallen. Diesem zu begegnen, wollte ich Sie bitten, entweder selbst oder durch einen ordentlichen Menschen in einem gelesenen Organe nur ein Paar Zeilen über den wahren Hergang bekannt zu machen. Etwas, was Ihnen oder einem Dritten Arbeit macht, begehre ich nicht, nur vier Zeilen über den factischen Hergang der Aufnahme."

„Abelard und Heloise* hat mich erfreut. Das wundersame Misch-Element dieser Liebesfabel, bestehend aus Gelehrsamkeit, Scholastik, Leidenschaft, Wollust, Devotion, Sinnenkämpfen ist von Ihnen mit Klarheit, Wärme und richtiger Vertheilung der Lichte und Schatten behandelt worden. Die Einleitung stimmt durch ihre contemplative Melancholie und die Scenerie sehr wohl zum Gedichte, nur hätte ich den Invaliden weniger gottesfürchtig gewünscht. Sehr schön sind die Briefe Heloisens behandelt. In dem **liber calamitatum** ist für mein Gefühl das Beste das Gefühl der Vaterschaft, und ferner die Partieen, die sich auf Paraklet beziehen. Vielleicht hätte die Erzählung von erneuten kirchlichen Verfolgungen bei Peter dem Ehrwürdigen etwas mehr zusammengezogen, dagegen Abelard's und Heloisen's Tod etwas plastischer ausgearbeitet werden können."

„Ein Hauptanstoß liegt für mich im Gegenstande: die Katastrophe nämlich enthält einen Beischmack vom Komischen, den ihr keine Behandlung, und sei sie die beste, nehmen kann. Kastriren bleibt Kastriren, und Abelard's und Heloisen's Trauer wird durch eine tiefe Kluft vom rein Tragischen geschieden, über welche nun der zarte Pope durch den Vers:

* Abelard und Heloise, ein Cyclus epischer Dichtungen. Bielefeld 1838.

Give all thou canst — and let me dream the rest
eine freilich höchst sonderbare Brücke zu schlagen wagte."

„Manches Motiv hatte ich mir nicht entgehen lassen, so z. B. für die Einleitung den Umstand, daß die Asche der Liebenden von ihrem stillen Ruheorte nach Paris geschleppt worden, ferner daß Abelard seine Erstgeburt und seine Güter hingab, um sich ganz seinem geistlichen Berufe widmen zu können. Da haben Sie nun Lob und Tadel, wie ich Beides vor meinem Gewissen verantworten kann. Zu dem Lobe muß ich noch hinzufügen, daß die metrische Form mir sehr gut vorgekommen ist, und die weiche Musik der verschlungenen Vierzeilen mit lauter weiblichen Ausgängen vortrefflich zu dem elegischen Inhalte paßt."

„Der Tod der alten Schopenhauer hat mich recht erschreckt, da sie mir sehr gefallen hatte, und ich hoffte, ihr noch einmal auf längere Zeit zu begegnen, und so das am Rhein Versäumte nachzuholen. Die paar Stunden, die ich in jenem Hause verleben durfte, konnten mir die Befugniß nicht geben, an Adele zu schreiben und ihr mein Beileid zu bringen; wollen Sie ihr aber mündlich etwas Gutes und Freundliches von mir sagen, so soll es mir lieb sein."

„Dullers sogenannte Biographie Grabbe's ist so schlecht, wie etwas immer wird, wenn man statt Realien beizubringen, zu Phrasen seine Zuflucht nehmen muß, — — — — — — — — — — — — — — — — — — Was den Tadel, als hätte ich dergleichen provocirt, betrifft, so kann ich denselben nicht an mich kommen lassen. Wie sollte ich über Grabbe, über den so viel radotirt und phantasirt worden, wohl anders reden, wenn ich redete, als episch, klar und schroff nach meiner Art? Der Dienst, welchen ich der Wahrheit zu erzeigen im Stande war, konnte nur in einer solchen Behandlungsweise bestehen. — — — — — — — —

„Haben Sie Freiligraths Gedichte schon gelesen? Sein descriptives Talent ist wirklich sehr bedeutend. Mich

soll nur wundern, ob er sich einmal zu einer größeren abgerundeten Composition zusammenschließen wird. Ich habe ihn im Winter einige Male gesehen und an ihm einen einfachen, bescheidenen Menschen gefunden."

Bald nach Empfange dieses Briefes ertheilte ihm die philosophische Facultät unserer Universität, deren Decan damals der Geheime Hofrath Hand war, aus eigenem freien Antriebe die Doctorwürde honoris causa. Ehe noch das Diplom an ihn abgehen konnte, benachrichtigte ich ihn in einigen Zeilen davon und er antwortete mir sogleich umgehend Folgendes (am 27 August 1838):

„Heute mache ich eben den Strich unter einem vollendeten schwierigen Kapitel des Münchhausen; da tritt der Bediente ins Zimmer und bringt mir ihren Brief, verehrtester Freund, aus dem ich ersehe, welche Ehre mir amplissimus ordo philosophorum angethan. Die Sache hat mir außerordentliches Vergnügen gemacht, und ich habe einen ganz glücklichen Tag darüber verlebt. Danken Sie vorläufig Hofrath Göttling, der die Sache doch wohl gütigst in Gang gebracht hat; Ihnen aber danke ich noch insbesondere, daß Sie so freundlich gewesen sind, mir's gleich zu schreiben. Sonderbar, daß ich gestern mit Bestimmtheit dachte, es werde mir heute etwas Angenehmes passiren. — Noch sonderbarer, daß, während ich ein Buch voll Flirren und Flausen schreibe, ich Doctor der Philosophie werde. Sobald ich das Diplom habe, werde ich mich in aller Form, zwar nicht in zierlichem Latein, aber doch in wohl geschrotenem Deutsch der Facultät gegenüber vernehmen lassen."

„Mit der Notiz über Ghismonda in der Eleganten bin ich ganz zufrieden und danke Ihnen herzlichst dafür. Die weimarischen Nachrichten über die Darstellung sind alle wohlwollend und anerkennend. — — Ihr seyd dort rechtschaffene Leute." —

„An Münchhausen arbeite ich mit aller Kraft und bin

stark im zweiten Bande; ich hoffe, er soll eine Arbeit werden, die sich neben und nach den Epigonen kann sehen lassen. Aus dem morceau in den humoristischen Blättern können Sie nichts abnehmen; das Werk entfaltet seine Idee im Ganzen. Der erste Band wird dieser Tage hier ausgegeben und soll Ihnen sofort durch meinen Buchhändler zugehen."

„Freiligrath ist gut und brav; wäre er nur nicht Commis, denn was soll im Comptoir aus dem Armen werden?

„Ich reise am 9. künftigen Monats hier ab, um östlich mich zu bewegen, und kann Mitte Septembers einen Tag in Jena seyn, wenn ich Sie dort einheimisch finde."

Er kam auch wirklich um diese Zeit an einem Feiertage hier an, erfuhr aber von meiner Frau, die er allein traf, daß ich in Geschäften verreist sei und erst am folgenden Abend zurückerwartet werde. Er benutzte das, um nach Weimar zu gehen, und ebenfalls am folgenden Abende zurückzukehren. Am Sonntagmorgen holte ich ihn früh ab, und wir gingen nun sogleich zu Hofrath Göttling, der uns auf die Bibliothek führte, um dem Freunde das Modell eines antiken Theaters zu zeigen, das er nach seiner Angabe hatte construiren lassen. Dies interessirte Immermann außerordentlich. Mit großer Kenntniß und gutem Scharfblicke drang er, während eines lebhaften und heitern Gesprächs, in die Einzelnheiten ein und sprach den Wunsch aus, eine Copie dieses Modells zu besitzen, wenn es möglich sei, Jemanden zu finden, der im Stande wäre, eine solche anzufertigen; denn der Verfertiger des Originals war leider gestorben. Durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände gelang es mir später auch, seinen Wunsch in Erfüllung zu bringen. Wir machten darauf noch einige Besuche, und er zeigte mir darauf, als er seine Sachen packte, um gleich nach Tische reisefertig zu sein, mit großem Behagen das vollendete Manuscript des zweiten Theils von Münchhausen, in welchem er mir Einiges zu lesen gestattete; dann nahmen wir das Mittagsmahl in meinem

Hause gerade mit denselben Freunden, wie vor zwei Jahren, ein, und wurden so außerordentlich heiter gestimmt, daß wir uns sämmtlich an tollen und neckischen Einfällen überboten und selbst die Ernsteren unter uns in unsere Lustigkeit mit hineinzogen, so daß wir uns endlich, nachdem der Abschied um mehrere Stunden war verzögert worden, zu ihm in seinen Wagen setzten, in welchem wir nur mit der größten Mühe Platz fanden, und ihn eine Stunde weit begleiteten. Wenn ich ihn später recht verstanden, so lernte er gerade an demselben Abende seine Frau zuerst kennen.

Nachdem er sich darauf mit ihr verlobt, schrieb er mir einen sehr freudigen und herzlichen Brief, der sich jedoch nur auf seine Empfindungen und Hoffnungen bezog, und sich daher nicht für die Mittheilung eignet. Ich sonnte mich mit reicher Verehrung an der reinen Gluth und Tiefe seines echten männlichen Gefühls, als ich diese Zeilen las. Während der nächsten Zeit schrieb ich ihm wenig, da ich ihm nichts, was ihn besonders interessirte, mitzutheilen hatte, doch sandte ich ihm im September 1839 meine eben erschienenen Portraits und Genrebilder mit den herzlichsten Wünschen nach Halle, und er mir von dort, nebst einigen von mir geliehenen Büchern, folgende Zeilen, welche die letzten sind, die ich von der mir so lieben Hand erhielt, (am 1. October 1839):

„Verehrter Freund! Nur mit wenigen eiligen, aber darum nicht minder herzlich gemeinten Worten, kann ich Ihnen für Ihre gütigen Zeilen danken, die ich vor einigen Wochen hier erhielt. Diesmal werden Sie Eile und Flüchtigkeit entschuldigen, wenn Sie erfahren, daß ich zwischen gepackten und zu packenden Koffern, Cartons u. s. w. schreibe, in der Nähe des Moments der Abreise. Haben Sie auch herzlichen Dank für Ihr Buch, in welchem ich bis jetzt doch nur wenige Abschnitte habe lesen können und dessen ruhige Lecture ich meiner ruhigen Häuslichkeit in Düsseldorf aufspare. Von dort erhalten Sie einen geordneten Brief von mir. — — Und nun,

mein lieber Freund, nehmen Sie so vorlieb mit diesem Zettel und leben Sie wohl. — Meine Braut — denn noch ist sie es, da erst morgen unsre Hochzeit ist — empfiehlt sich Ihnen unbekannter Weise. Von mir grüßen Sie ihre liebe Frau und alle Jenenser (im stricten Sinne, versteht sich,) bestens."

Er verweilte auf seiner Heimreise einige Tage in Weimar, Unwohlsein hinderte mich, hinüber zu gehen und ihn zu begrüßen. Hätte ich geahnt, daß ich ihn in diesem Leben nicht wieder sehen würde, ihn, der geistig wie körperlich so felsenfest schien, nichts würde mich abgehalten haben. Da ich ihm versprechen müssen, ihn in Düsseldorf zu besuchen, und in der nächsten Zeit selbst außerordentlich beschäftigt war, so verschob ich Alles, was ich ihm mitzutheilen hatte, für unsere Zusammenkunft.

Da traf mich die Nachricht von seinem Tode. — — —

Ich habe es zu Anfang gesagt, daß ich nur sehr wenig zu geben vermöchte, aber dieses wenige, denke ich, reicht hin, um den redlich Gesinnten einen Beweis mehr zu liefern, wie sehr Immermann die Liebe und Verehrung, die ihm von den Besten seiner Zeit zu Theil ward, verdiente.

Jena, im Spätwinter 1842.

O. L. B. Wolff.

Briefe
Immermann's an Freiligrath.

(1837 — 1839.)

1.

Wohlgeborner,

Hochgeehrter Herr!

Seit Ihrem Auftreten in der poetischen Welt ist mein Blick mit dem größten Interesse den Entfaltungen Ihres so schönen und frischen Talents gefolgt, und haben sich meine Hoffnungen von Ihrer Zukunft nur gesteigert. Es würde mir daher sehr lieb sein, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, wozu sich in einigen Tagen die Gelegenheit darbieten kann, indem ich am 26ten d. M. auf einige Stunden nach Elberfeld komme.

Ich erlaube mir, bei Ihnen hiedurch anzufragen, ob Ihnen an diesem Tage mein Besuch gelegen sein werde, und zu welcher Stunde Ihre Geschäfte Ihnen gestatten, denselben anzunehmen?

Es freut mich, Sie benachrichtigen zu können, daß ich auf einer Reise durch Franken und Thüringen, von welcher ich vor wenigen Tagen zurückgekommen bin, sehr viele warme Verehrer Ihrer Gedichte gefunden habe. Namentlich war man in Weimar ganz voll von Ihnen; ich hatte die Ehre, bei Hofe Mirage vorzulesen, und es erregte die größte Bewunderung.

In aufrichtiger Hochachtung

ergeben

Düsseldorf, den 22. October 1837.

Immermann.

2. *

Recht viel Freude, verehrter Freund, haben Sie mir durch die Zusendung Ihres Gedichts gemacht, da mir nichts lieber ist, als mich mit frischer, werdender Poesie in Contact zu erhalten. Ich würde Ihnen weit früher geantwortet haben, wenn ich Ihnen nicht hätte manche specielle Bemerkung mit-

* Das Gedicht, von welchem in diesem Briefe die Rede ist, entstand im Februar oder März 1838, und ist um dieselbe Zeit oder etwas später, ohne meinen Namen im Morgenblatt abgedruckt worden. Es begränzt mit eine Epoche meiner Dichtung, von der ich selbst am besten weiß, daß sie hinter mir liegt, und ihr nur wünschte, daß bessere Sachen, als Dread Nought, sie beschlossen hätten. Ich halte das Gedicht gegenwärtig mindestens für verfehlt, habe es auch in keine der neueren Auflagen meiner Sammlung aufgenommen, und würde es der Vergessenheit, der es längst anheimgefallen, sicher nicht entreißen, wenn mir der Abdruck an diesem Orte nicht ebenso nothwendig zur Erläuterung des Briefes schiene, als ich die Veröffentlichung des Briefes selbst dem Verstorbenen schuldig zu sein glaube. Er beweis't auf's Schönste, wie lebhaft J. für die Bestrebungen Jüngerer sich zu interessiren im Stande war, und wie er da, wo sein Rath gewünscht ward, auch das Eingehen in's kleinste Detail nicht verschmähte. Uebrigens bin ich nicht mit allen Ausstellungen J.'s einverstanden, und verwahre mich gegen einige der mir unbegründet scheinenden unter den betreffenden Strophen. Dread Nought (Fürchte nichts) ist der Name des Schiffes, von dem das Gedicht handelt. F.

Dread Nought.

Durch der Themse flaggenden Mastenwald
Sieh das Fahrzeug drüben, morsch und alt!
Seine Planken duften wie Sargesharz;
Der Wimpel, den es führt, ist schwarz.

Kurze Zeit, da schaut' es anders drein!
Durch die Meere warf es Lunteuschein!
'S ist ein Linienschiff, das Schlachten schlug,
Vierundachtzig Kanonen und Nelson trug.

theilen wollen. Zu einem ausführlicheren Briefe wollte sich aber in voriger Woche die Zeit nicht finden.

Nun mein Urtheil, welches ich in aller Freimüthigkeit, wie Sie dieselbe wünschen, abgebe.

Die Idee Ihres Gedichts finde ich sehr glücklich und

Und nun? — Keine Raa, kein Segel mehr!
Die Campagne stumm, der Mastkorb leer!
Invaliden schleichen, Seufzer weh'n,
Wo die Trommel ging zu Schußgedröhn!

Denn der Entrer ward ein Krankenschiff!
Wie vom Schwert zum Schurz der Templer griff,
So vom Schiff, das trug den Admiral,
Ward die Kriegsfregatte zum Spital.

Ward der Flotte schwimmend Lazareth;
Im Kanonenraume Bett an Bett!
An der Decke schwebender Ampeln Schein!
Auf den Pfühlen bleiche Kriegerreih'n!

Eine düstre Schaar! — Sie athmen schwer! —
Von der Heimath fiebern sie, vom Meer! —
Mit des Fiebertraums phantast'schem Flug
In die Fremde schweift ihr farb'ger Zug!

Kecke Söhne jeder Zone sind's!
Von der Newa Borden und des Sinds,
Von den Höh'n, wo Maul und Lama geht,
Hat der Wind zusammen sie geweht!

Ihre Stirnen glüh'n! — Die See! — Die Welt! —
Obeliskentrümmer, Blockhaus, Zelt!
Karavanenhufschlag, Wellenschlag! —
Wo ihr immer fahrt, ich fahr euch nach! —

fruchtbar; Englische Matrosen aus allen Zonen und Ländern in den engen Raum eines Hospitalschiffs zusammengepreßt und im Fiebertraum, wie in einer Fata Morgana die mythische Weltmacht Britannia abspiegelnd — das giebt eines jener glänzenden Gemälde, deren Genre Sie bei uns ge-

Nach der Reihe denn! — Auffährt der Mohr; *
Die sehnigen Arme reckt er empor.
Sein letzter Fiebergrimm erwacht:
„In den Sattel! fort, zur Löwenjagd!“

Der Finne starrt in der Ampeln Gluth:
„Aus den Wolken trieft es herab wie Blut!
In der Mitternachtsonne Scharlachstrahl
Seine Tannen sonnt das Torneo-Thal!“

Hart dran, auf weißem Leinwandpfühl,
Ein gebräuntes, keckes Südprofil;
Das Auge Gluth, die Lippe Brand —
Ein Spanier ist's vom Duerostrand.

Mit dem rollenden Auge, das bald nun bricht,
Wild lechzt er an sein Traumgesicht **: —
In des spanischen Himmels prächtig Blau
Mit der Thurmfaust greift des Alhambra Bau!

Der Springbrunn plätschert, die Rose glüht!
Castagnettenschlag und Mädchenlied!
Schwarze Locken blitzen im Sonnenschein,
Der Fandango zittert ihm durch's Gebein. —

* Spätere Lesart im Morgenblatt:
Mit den weißen Zähnen knirscht der Mohr.
Die Zähne sind jedenfalls „aufgepackt“.

** Anlechzen — lechzend anschauen. Gewagt allerdings, ob aber geradezu „im Ausdruck verfehlt?“

stiftet und worin Sie schon so manches Schöne geleistet haben. Ich finde auch die Entfaltung und Führung der ganzen Scenerie im Ganzen deutlich und Ihrer früheren Sachen nicht unwürdig. Auch Ihren Einwurf, daß die Charaktere der Redenden nicht genugsam contrastirt seien, halte ich nicht

---

Und nun Gesang! Ein Sohn der Krimm!
Er sagt zu seinem Pferde schwimm! —
Er peitscht es durch die schwüle Trift,
Die der Pilger auf dem Kameel durchschifft.

Er spornt und peitscht es durch den Don;
In der Steppe rauscht ein Röhrenbronn.
Wo die Russin füllt den irdnen Krug,
Da hemmt er seines Thieres Flug.

Nach Odessa's Wimpeln muß er fort;
Einen Kuß, ein Lied, ein Abschiedswort!
An der Hürde Thor, am Schwemmeteich
Eine Weise singt er, wild und weich.

'S ist ein donisch Lied, ein Lied aus Moll,
Der Klage voll und der Sehnsucht voll.
Es durchbohrt die Brust wie Schwertesstich,
Der Sterbende singt es schauerlich.

Es bebt und zittert durch's Gemach;
Den Chinesen drüben zittert es wach.
Er öffnet des Auges engen Spalt:
„Wie dumpf der Porzellanthurm schallt!“

Der Hindu fährt empor und lauscht!
„Wie die Gangeswelle murmelnd rauscht!
Wie so stolz ihr Haupt die Palme wiegt!
Wie das Kleid der Bajadere fliegt!“

für begründet, da es mir nach der ganzen Anlage des Gedichts auf die Individualisation der Charaktere weniger als auf die Verschiedenheit des Details der Scenerie, von der die Matrosen phantasiren, anzukommen scheint, dieses Detail aber nach meiner Meinung gehörig auseinander gehalten

---

Der Brasilianer hebt die Hand:
„Die Wellen schlagen hart an's Land!
Mit zischender Zunge leckt die See
Die Quadern von Janeiro's Quai!“ —

Bajadere, Steppe, Wogenschaum!
Ueber jedem Pfühl ein andrer Traum!
Aus der lodernden Köpfe jedem quillt
Und tritt in die Nacht ein ander Bild!

O, ihr Flammen all' aus Nord und Süd,
Die durch zwanzig Schädel wild ihr sprüht,
Laßt euch bannen! Funkelnd steht geschaart,
Ein Orbis pictus seltner Art!

An die Küsten schlage, Fluthgespritz!
Durch die Tannen funkle, Schneefeldblitz!
Ueber'n Ganges weh', Banianenlaub!
In den Niger wirf dich, Wüstenstaub!

In die Pulverkammer, fremd Geschlecht!*
Mit den heißen Stirnen in's Gefecht!
In Alt-Englands Nebel schleudre glüh
Die Granate Fieberphantasie!

* Ich gab J. zu, daß über dieser und den folgenden Strophen „eine Art von Nebel“ liege, drückte ihm aber nichtsdestoweniger mein Erstaunen über seine seltsame und weithergeholte Interpretation derselben aus. Der Grundton des Gedichts ist durchaus ein sentimentaler, — der Dichter hebt es besonders hervor, daß die von der ganzen Erde Zusammengewürfelten in der Todesstunde noch einmal mit dem Auge des Geistes die ferne, lang entbehrte Heimath schauen, und daß das Sterben ihnen dadurch versüßt wird. Nun sind die Sterbenden aber Soldaten, und der Dichter nimmt daraus Veranlassung, ihr Schauen der Heimath mit

worden ist. Ueberhaupt aber verschwindet auch in der Fieberphantasie meistens das Individuelle des Charakters.

Dagegen habe ich allerdings über manches Einzelne meine Bedenken.

Mit der berstenden Kugel prächt'gem Brand
Keck erobre dir dein Heimathland!
Die Fregatte sei von ihr durchzischt,
Bis — auf Sterbebetten sie erlischt!

Bis sie flackernd springt! Schon ist's gescheh'n!
Sie verglüht mit Zucken und Gestöhn.
Die Gefallenen ruh'n im Todtenhemd,
Ihre Fäuste starr und zugeklemmt.

Ihre siedenden Schläfen kalt wie Eis!
Ihre Schädel ausgelodert! — Sei's! —
Daß den Mund ein Lächeln euch umspielt,
Verkündet, daß ihr als Sieger fielt!

Daß die Küste wieder ihr errangt,
Wo ihr scheidend in den Nachen sprangt;
Daß den Anker träumend ihr gesenkt,
Wo zum Abschied ihr den Hut geschwenkt!

Den Matrosenhut, den Schifferhut! —
Die Fregatte schwankt, aufbraus't die Fluth;
Vor den Särgen salutirt die Wacht,
Das Boot stößt ab, die Salve kracht.

einem aus dem Kriegsleben geholten Bilde ein Erobern zu nennen. Jetzt giebt ein Gleichniß das Andere. Die Phantasie des Fiebers ist die Waffe des Streitenden, eine Granate, die „in Alt-Englands Nebel" (das Schiff liegt ja auf der Themse) geschleudert wird, und mit deren „prächt'gem Brand" eben die Heimath wiedererrungen werden soll. Die Zurufe: „In die Pulverkammer!" „Ins Gefecht!" erklären sich nun auch von selbst. Sie wollen, im Costum des Gesammtbildes, nichts Anderes sagen, als: Fiebert zu! überlaßt euch euren Träumen! — eine Intention, wie die von J. angenommene, lag mir fern. Uebrigens, wie schon zugestanden: die Stelle ist unklar, und ich gebe ja überhaupt das ganze Gedicht preis.

Die Verse: In die Pulverkammer u. s. w. bis: Sie verglüht mit Zucken und Gestöhn, sollen, wie ich sie verstanden habe, eine Steigerung der Fieberphantasie oder der Betrachtung derselben durch den Dichter andeuten, nach welcher wenigstens in dem Gluthraume der schwärmenden Matrosen eine Gefahr für den künstlichen Zustand Englands aus der Herrschaft über so viele fremde und verschiedenartige Kräfte vorgebildet wird. Unwillig sind alle diese Kräfte im Dienste der Meerherrscherin, gern möchten sie sich ihre Heimath wieder erobern, das kann aber nur geschehen, wenn die Meerherrscherin selbst bekriegt und besiegt wird. So deute ich mir wenigstens die Verse, die für mich sonst ganz dunkel sind.

In der Themse schwellenden Rasenbord *
Ihre Kinder betten Süd und Nord!
O ihr Maienglocken, spendet Duft: —
Eine frische Nationengruft!

Ha, beträte jetzo jeder Stamm,
Der sie zeugte, diesen Uferschlamm,
Und erhübe die Todtenklage bang:
Welch' ein Ort wohl hörte gleichen Sang?

Ein entsetzlich Lied! — Die Gurgeln schwellt's!
Nadowessisch und malaiisch gellt's!
Einen Weltschrei, der die Brust zerreißt,
Hör' ich's zittern durch die Nacht im Geist! —

Hört ihr's auch, ihr Träumer tief im Moor?
Keine Antwort! — Flüsternd klagt das Rohr!
Fern herüber London's Brausen schallt,
Ueber'n Strom der schwarze Wimpel wallt!

* Dieß ist richtig. Schiffe, die noch im Angesicht des Landes sind, begraben ihre Todten am Ufer. Namentlich solche, die im Hafen vor Anker liegen.

Ist der angegebne Sinn der richtige, so fehlt aber der Darstellung Manches an klarer Gestaltung desselben. Die gebrauchten Bilder heben einander zum Theil auf, der Gedanke selbst kommt nicht zu deutlicher Ausprägung, über der ganzen Parthie liegt überhaupt eine Art von Nebel.

Hier würde, wie ich glaube, bis dahin, wo man erfährt, daß die Matrosen gestorben sind, eine totale Umarbeitung nöthig sein, wozu aber die günstige Stunde abzuwarten und nicht zu erzwingen sein möchte.

Bei der Betrachtung des Metrischen ist mir aufgefallen, daß regelmäßig mit jedem Verse, oder vielmehr mit jeder Verszeile der Sinn schließt, folglich immer am Schlusse jeder Zeile ein sinnschweres Wort steht, und alles Ueberleiten und Ueberleiten des Sinns von einem zum andern Verse vermieden worden ist.

Diese Form kann im Einzelnen, wo es darauf ankommt, prägnante Sätze schlagredenartig scharf gegen einander zu contrastiren, praktisch sein. So beharrlich durchgeführt, wie in Ihrem Gedichte, bringt es aber etwas Monotones und Klappendes hervor, was sich gleich bei lautem Vorlesen (der Feuerprobe jedes Gedichts) unangenehm bemerklich macht. Obgleich die durchgehenden männlichen Ausgänge eine Aenderung in dieser Beziehung erschweren, so müßten Sie doch zusehen, was daran sich thun ließe.

Vers 12. Schußgedröhn. Ist mir zu pretiös. Man fühlt, daß das Gedröhn nur den Reim stellen soll.

Vers 14. Wie vom Schwert zum Schurz der Templer griff. Entlegene und dunkle Vergleichung.

Vers 21 — 24. Ich würde so umstellen:

Mit des Fiebertraums phantast'schem Flug
In die Ferne schweift ihr farb'ger Zug;
Eine trübe Schaar! Sie athmen schwer!
Von der Heimath fiebern sie, vom Meer!

weil nämlich so ein Fortschritt der Darstellung von der allgemeineren zu der spezielleren Vorstellung, mithin eine richtige Steigerung eintritt.

Ferne, das Allgemeine.

Heimath, Meer, das Spezielle.

Vers 33. Nach der Reihe denn! Will mir nicht gefallen, der Eingang erscheint mir zu prosaisch und arithmetisch. Ich würde dem Mohren noch Einiges aufpacken, daß er den ganzen Vers füllt.

Vers 46. Wild lechzt er an sein Traumgesicht. Verfehlt wohl im Ausdruck.

Vers 50. Castagnettenschlag und Mädchenlied. Es wird gleich darauf wieder vom Russen gesungen. Des Contrastes wegen wäre statt des Mädchenliedes etwas Anderes zu wünschen.

Vers 67. Es durchbohrt die Brust wie Schwertesstich. Moll sticht nicht, ist nicht spitzig.

Vers 117. In der Themse .... Rasenbord. Klingt, als würden sie in die Ufererde begraben, da sie doch in die Wellen versenkt werden.

Vers 118. O ihr Maienglocken, spendet Duft. Scheint mir

a) müßig,
b) ungehörig zierlich und sentimental für die Nationengruft zu sein.

Wie Sie sehen, beziehen sich meine Ausstellungen nur auf Einzelnes und Metrisches. Benützen Sie davon, was Ihnen richtig zu sein scheint. Die jetzige Ueberschrift gefällt mir freilich nicht, die neugewählte aber auch nicht, da sie ganz unverständlich ist. Ich würde das Gedicht ganz einfach: das Hospitalschiff nennen.

In der nächsten Zwecklosen werde ich das Gedicht vorlesen, und bin neugierig, was es für eine Wirkung thun wird. Wollen Sie nicht zu derselben kommen? Sie wird

wahrscheinlich am 2ten Ostertage sein. Sie sollen noch nähere Kunde davon haben. Für Ihre Gedichte danke ich Ihnen im Voraus schönstens, lassen Sie mich dieselben gefälligst recht bald haben; außer meinem Verlangen, dieselben sobald als möglich zu lesen, habe ich noch einen speziellen Grund.

Aufrichtig ergeben

D. den 8. April 1838.

Immermann.

3.

Ich würde Ihnen schon weit früher gedankt haben, verehrter Freund, wenn mich nicht die Nachwehen einer ziemlich langwierigen Krankheit bis jetzt zu jeder ausführlicheren Mittheilung unfähig gemacht hätten. Nehmen Sie denn jetzt meinen verspäteten, doch nicht minder herzlichen Dank für die schöne Gedichtsammlung, deren Lesung mir große Freude gemacht hat.

Ich finde, daß Sie über sich selbst in dem, was Sie von Ihrem Bildungsgange sagen, sehr richtig urtheilen, nachdem ich nun das Ganze Ihrer Poesien übersehen und es mit den zugleich aufgenommenen Uebersetzungen verglichen habe. Er ist ein ganz moderner, oder vielmehr, da dieser Ausdruck mißverstanden werden könnte, indem wir Alle modern sind, ein durch rein moderne Anstöße geleiteter, von dem Rückblick auf die Antike seitab geführter. Diese moderne Stimmung liebt nun, gemäß der ganzen Verfassung unserer heutigen sittlichen und geistigen Welt, das Unfertige oder heftig Contrastirende der Zustände, die Versenkung in, oder vielmehr den Blick auf die fernste Ferne, das weite Meer, die Wüste, die Wälder Amerika's; wie Alles wandert und auswandert, so wird auch die Muse zur Auswanderin, ohne

gleichwohl weit überm Meere auch etwas Andres zu finden, als Schmerz und Dissonanz — während die Alten das Nächste zu ergreifen vorzogen, dieses ganz harmonisch durchdrangen und ausründeten, und ihre ganze Poesie, wenn sie auch Helden und Götter besang, Haus-, Stadt- und Vaterlands-poesie blieb. Allen denen nun, die sich ernst und treu an ihnen herangebildet, haben sie von dieser ihrer Art etwas mitgetheilt.

Ich will hiemit weder Sie noch die moderne Richtung angreifen, sondern ich will letztere nur dadurch historisch charakterisiren. Es scheint fast, als habe das Alterthum seine Mission erfüllt, als nahe der Zeitpunkt, wo auch poetisch mit neuem Sinne von dem gegenwärtigen Weltgange Besitz genommen werden solle. Ist dem so, so muß die moderne Richtung die junge heißen. In derselben stechen Sie unter den Deutschen bereits sehr hervor, Sie überragen namentlich Lenau und Chamisso (mit denen Sie sonst manche Verwandtschaft zeigen) weit, den Einen durch Dreistigkeit und ausgesprochen Plastisches, den Andern durch Anmuth, Grazie und Präcision, Beide durch feines Gefühl für das Metrische. Immer aber kommt es mir vor, als hätten Sie bis jetzt nur Bausteine angefahren, und als würden Sie daraus in Zukunft erst den Tempel einer großen Composition zusammenfügen.

Als das Beste der Sammlung ist mir vorgekommen: Heiligenschrein; Vögel und Wandersmann; Wetterleuchten in der Pfingstnacht; die Auswanderer; Meerfabel; die Griechin; Vor einem Gemälde; Einige der Sandlieder; Einem Ziehenden; Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren; der Mohrenfürst, zweite Romanze; der Wecker in der Wüste; der Blumen Rache; Prinz Eugen; der Mann im Walde; Banditenbegräbniß; Piratenromanze; die seidne Schnur, wenn der zu outrirte Schluß der dritten Romanze nicht wäre; der Tod des Führers; der Alexandriner; Afrikanische

Huldigung; der Scheik am Sinai; Scipio; **Anno Domini;** Im Walde; die Tanne; die Bilderbibel; das Husarenpferd; **La vida es suenno;** Zwei Feldherrngräber; Ammonium; Meine Stoffe; Löwenritt; Gesicht des Reisenden; Odysseus; die Schiffe; der ausgewanderte Dichter; der Reiter; Bei Grabbe's Tod; die Gedichte für Schillers Album; die Phönixgedichte.

In diesen Gedichten finde ich Pracht oder Naivetät der Situation, oder eine glückliche Symbolik der Natur oder des Geistes mit Ihrem besten malerischen Vermögen dargestellt. Es rollt sich in denselben ein wunderbar seltsamer **Orbis pictus** von Meer, Wüste und Ferne auf uns ab; die Seestadt ist der Eigenartigkeit Ihres Talents äußerst günstig gewesen. Die Geusengedichte würde ich dieser Onthologie hinzugefügt haben, wenn mir nicht das Erste durch die Zwiespältigkeit der Situation unruhig, das Zweite in manchen Versen unklar vorgekommen wäre.

Die nicht genannten Gedichte stehen in meinem Gefühle nicht auf gleicher Höhe. Entweder ist die entlegene, fremdartige Anschauung mit dem geistigen Gehalte, dessen Gegenbild sie sein soll, nicht in rechtem Zusammenhang, oder die Situationen sind zu crudel oder zu nebulos, oder epigrammatische Pointen wollen nicht recht zutreffen. Einiges, wie das Schwalbenmährchen, leidet an Willkür. Alles dieses drückt nur meine unmaßgebliche Ansicht aus, die ich Ihnen freimüthig schreibe, da Sie mein Urtheil gewünscht haben.

Sehr bin ich überrascht worden von dem Gedicht: Der Blumen Rache. Ich halte dieß für eins der schönsten, was Sie gemacht haben. Es ist Ihnen darin etwas gelungen, was Goethen auch nur einmal im Erlkönig glückte, nämlich ein ganz natürliches und schlichtes Ereigniß (daß ein Mädchen von Blumenduft bei verschloßnen Fenstern getödtet wird) in schönster Weise mythisch zu machen. Nur der Schluß büßt meines Ermessens durch eine zu breite und erklären wollende

Behandlung an seiner Wirkung etwas ein. Ich habe ihn so für mich umgeschrieben (mit Ihrer Erlaubniß):

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder;
Wie sie küßt der dunst'ge Reigen,
Zucken ihre weißen Glieder.

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern,
Deren Geister sie getödtet.

Will mir auch noch nicht gefallen. Es wäre gut, wenn zwei Verse gefunden werden könnten, welche sagten, daß der Morgenwind das Fenster aufstößt und daß davon die Geister verschwinden.

Daß die Geister der Blumen ihre Düfte sind, ist recipirt, und so würde die prosaische Schlußzeile vermieden, ohne daß die Deutlichkeit leiden dürfte.

Ihre Befürchtungen wegen des äußeren Schicksals der Sammlung sind gewiß nicht gegründet. Für die lyrische Poesie streitet gegenwärtig die Gunst der Meinung, Ihnen ist Letztere schon sehr zugethan; Sie verdienen Lob und Auszeichnung, warum sollte Ihnen also Beides nicht werden? Ich glaube, daß die Auflage bald vergriffen sein wird, und freue mich, daß Sie dann der zweiten noch manches Neue hinzufügen können, namentlich Mirage.

Nochmals dankend und aufrichtig ergeben

Düsseldorf, den 25. Juni 1838.

Immermann.

4.

Hiebei, verehrter Freund, der Brief von Stuttgart. Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen denselben nicht früher übersandt habe. Lassen Sie mich, wenn Sie zu einem Resultate gediehen sind, davon wissen; es interessirt mich Alles, was auf Sie und das Schicksal Ihrer Gedichte Bezug hat.

Für Nisa und die Orientalen meinen besten Dank. Die zierliche Nackte hat mich entzückt und ich möchte wohl der alte Bock gewesen sein. Das Original kenne ich nicht, die Uebersetzung muß aber meisterhaft sein, denn sie ist ganz reizend. In den Orientalen habe ich fleckerweis (wie man in meiner Heimath sagt) gelesen, jedoch noch zu wenig, um ein Urtheil zu haben. Der Refrain des Türkischen Marsches hat mich ganz wundersam erschüttert; in zwei rheumatischen Nächten, die ich schlaflos zubrachte, murmelte ich beständig für mich:

An meiner Seite trieft der Dolch von schwarzem Blute,
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute.

Am Münchhausen bin ich fleißig, und habe ein starkes Stück in die Bauernhochzeit hineingeschrieben. Ob er in Deutschland so wirkt, wie in Elberfeld, weiß ich nicht. Das constante Schweigen der Journale möchte dagegen sprechen.

Gott sei mit Ihnen im neuen Jahre, d. h. nicht der Krummacher'sche Garngott von Elberfeld, sondern der Gott, der über der Sahara dahin streicht, in Schiras duftet und auf Yemen mit glühenden Sternenaugen hinabsieht.

Der Ihrige

Düsseldorf, den 8. Januar 1839.

Immermann.

5.

Verehrter Freund!

Recht herzlich wünsche ich Ihnen Glück, daß Sie die Rechenbücher hinter sich haben, bei denen Sie doch über Kurz oder Lang hätten verkommen müssen. Ich kann ganz das Gefühl frischer muthiger Freiheit mit Ihnen theilen. Nun gebe der Himmel seinen Segen der Zukunft.

Es ist mir aber auch davor nicht bange. Ihre Entschlüsse sind sehr richtig und gut. Vor Allem erfreut es mich, daß Sie Westphalen bereisen und dichterisch reproduciren und rehabilitiren wollen. Das scheint mir eine günstige Krisis in Ihrer Natur zu sein. Statt nach dem Orient ferner zu schweifen, den Sie doch nur aus dämmernder Ferne sehen, wollen Sie es mit einer nahen und gediegenen Realität versuchen. Diese wird Sie chicaniren, aber gewiß ganz neue Seiten in Ihnen auferwecken und Ihnen die Richtung gegen etwas Wirkliches, bis in die individuellsten Beziehungen mit den Augen zu Verfolgendes geben, wobei der Dichter doch nach meiner Ansicht allein sich recht ausarbeiten kann.

Was für einen Plan haben Sie bei dem Studio der Naturwissenschaften?

Für Ihr Rheinisches Jahrbuch möchte ich Ihnen gern einen Beitrag geben, ich weiß nur nicht, ob er Ihnen recht sein wird. Eine Novelle oder etwas Dramaturgisches kann ich Ihnen nicht liefern.

Sie wissen aber (denn ich sagte es Ihnen, dünkt mich), daß ich seit Jahren an dem Gedichte: Tristan und Isolde, sinne, in welchem ich mich an den alten Tristan anlehne,

jedoch mit ganz freien Abweichungen und Ausschweitungen, wie sie mir meine Natur und Anschauung gebietet.

Davon habe ich den ersten Gesang zum größern Theile fertig, und das Fehlende würde bis Ende August gearbeitet sein können. Wollen Sie nun diesen ersten Gesang haben, so steht er Ihnen zu Diensten. Lehnen Sie ihn ab, so nehme ich es Ihnen nicht übel. Haben Sie die Güte, mich darüber mit Nachricht zu versehen. — Dumont ist doch sicher und prompt mit dem Honorar? Entschuldigen Sie diese Anfrage; ich habe in der Beziehung gar zu sonderbare Erfahrungen gemacht.

Vorigen Sonnabend habe ich Münchhausen mit einem tiefen Athemzuge vollendet. Das Werk war mir so über den Kopf gewachsen, daß vier Bändchen daraus geworden sind. Das zweite und dritte sind fertig gedruckt und werden in den nächsten Wochen ausgegeben werden. Der vierte soll dann einige Wochen später nachfolgen. Mich soll wundern, was Sie von der Sache sagen werden.

Ich schreibe von Coeln, wohin ich vorgestern reis'te. Morgen kehre ich nach Düsseldorf zurück, wo mich also Ihre Antwort wie immer treffen wird.

Mit herzlicher Ergebenheit und Freundschaft

der Ihrige

Coeln, den 25. April 1839.

Immermann.

Matzerath's Kritik im Feuilleton* habe ich gelesen. Es gefiel mir nur nicht, daß er mich zu einer Art von Mephi-

* Der Kölnischen Zeitung, über den ersten Band des Münchhausen.

stopheles machen wollte, da er doch selbst eingestand, daß die Westphälische Bauernpartie — worin sich eine ganz harmonische, liebevolle und treuherzige Welt entwickelt — gut sei.

Das positive Element tritt in den folgenden Bänden immer stärker auf.

Immermann in Weimar.

Von

Friedrich von Müller.

Es war im Jahre 1828, als ich auf einer Reise nach Amsterdam und Gent Immermann in Düsseldorf kennen lernte und mit ihm genußreiche Stunden bei Director Schadow und Staatsrath Jakobi zubrachte.

Im Herbste 1837 sahen wir ihn zum erstenmale bei uns in Weimar, und die kräftige Erscheinung seiner geistvollen Persönlichkeit, der reiche Gehalt seiner Mittheilungen und sein ausgezeichnetes Talent als Vorleser — durch welches er uns damals zuerst mit Freiligraths Gedichten befreundete und einige der vorzüglichsten, z. B. den Löwenritt, mit wärmster Färbung vortrug — blieben am Hofe wie im engern Kreise der Freunde in treuem Andenken.

So war es denn Allen höchst erwünscht, als er im September 1838 auf längere Tage wiederkehrte. Sein Ankommen traf gerade mit dem Moment zusammen, wo die Kaiserlich Russischen Majestäten in Weimar verweilten. Bei der Menge der zuströmenden Fremden fand er alle Gasthofe übersetzt. Das war mir aber recht, denn nun konnte er die Einladung, unter meinem Dache zu wohnen, um so weniger ausschlagen.

Vermag doch nur das häusliche Zusammensein mit

einem vorübereilenden Freunde für die Kürze seiner Anwesenheit zu entschädigen und den vollen Gewinn seiner Individualität zu gewähren. Sein Theilnehmen an den häuslichen Zuständen, die Einwirkung, die wir auf die Vertheilung seiner Zeit und auf seine Reisevorsätze gewinnen, die unbestimmte Länge vertraulicher Abende, Alles dieses ist von unschätzbarem Vortheil, ja selbst die Sorge für die Bequemlichkeit des Gastes wird zum Genuß.

So trugen mir denn auch diesmal die fünf Tage des Zusammenseins mit Immermann doppelte Früchte und ließen mich weit tiefer als früher in seine Eigenthümlichkeit eindringen. Ich konnte ihm jetzt die nähere Bekanntschaft meines eben auch anwesenden edeln Freundes Joukowsky verschaffen und Beide zogen sich wechselseitig in hohem Grade an.

Der russische Dichter, mit dem tiefen, warmen Erkennungsgefühl für den inneren Gehalt jedes bedeutenden Naturels, befreundete sich gar bald mit der strenger abgemessenen Haltung Immermanns, der hinwiederum in Joukowsky's wohlthuender Gemüthlichkeit erfrischenden Anreiz zu traulichen Mittheilungen fand.

Nie werde ich der tiefen Rührung Immermanns vergessen, als er mit mir die Räume betrat, die Göthe bewohnt hatte. Dringend bat er mich, ihm zu gönnen, daß er noch einmal ganz einsam eine Stunde in Göthe's Arbeitszimmer zubrächte, was natürlich sehr gern zugestanden wurde. Wie lebhaft mag ihm da jene Stimmung zurückgekehrt sein, die ihn einst an Göthe schreiben ließ;

„Ihre Person hat für uns etwas Mythisches gewonnen, und die Landsleute verehren in Ihnen nicht ein beschränktes Einzelwesen, sondern die Naturkraft selbst, der es gefiel, sich einmal verschwenderisch unter gewissen irdischen Bedingungen zu entfalten. An derartige Erscheinungen bindet ein höheres Gesetz jedes

jüngere tappende Bestreben desselben Kreises, und zwingt dasselbe, auch durch äußere Zeichen sich auf jene, wie auf einen Mittelpunkt, zu beziehen."

Mit Joukowsky zusammen brachten wir einen erinnerungsreichen Morgen in Tieffurth zu. Die poetische Einsamkeit dieses anspruchslosen, von der Ilm durchschlungenen Haines, seine anmuthigen Schattengänge, die einfachen und doch so sinnvollen Denkmale, welche das zarte Gemüth der unvergeßlichen Herzogin Anna Amalia hier im stillen Versteck dem Andenken ihrer Geliebtesten geweiht hat, alles dieses wirkte dergestalt auf Immermann, daß er den Plan faßte, hier im nächsten Jahre sich für einige Monate in einer ländlichen Hütte anzusiedeln, um ausschließlich poetischen Productionen sich hingeben zu können. Er ahndete damals noch nicht, daß gerade ein Jahr später das schönste Liebesglück ihm aufgehen und eine reichere Wirklichkeit gewähren würde, als alle poetischen Träume zu schaffen vermögen.

Bei fortwährend mildester Herbstwitterung streiften wir in lebhaften Gesprächen bald im Park zu Weimar, bald in den heiteren Belveder'schen Anlagen umher, stiegen mit frommer Ehrfurcht in die fürstliche Gruft hinab, wo Schillers und Göthe's irdische Ueberreste im Schutze von Carl Augusts und Luisens heiligen Manen ruhen, und grüßten denn das belebende Licht des Tages mit erhöhtem Gefühle der Segnungen wieder, die diese edelsten Genien ausgeströmt und hinterlassen.

Der Abend versammelte die Freunde in etwas größeren Kreisen, bald in meinem Hause, bald bei Schorn, wo Immermanns Liebe zur bildenden Kunst reichlichen Genuß fänd. Wie lebhaft interessirte er sich für die Entwürfe und Kartons zu den Fresko- und Wachsgemälden, die zu einem würdigen Denkmal für unsere vier großen Dichter von Neher und Preller in dem neuen Flügel des Großherzoglichen Residenzschlosses ausgeführt werden, wie sinnig

und geistreich entwickelte er uns seine Ideen über Architektur, ihre Symbolik und ihren Zusammenhang mit der Bildungsgeschichte der Völker.

Der reiche Schatz, den die Großherzogliche Kunstsammlung an den Karsten'schen Handzeichnungen besitzt, regte ihn ganz vorzüglich auf, und er nahm sich vor, bei mehrerer Muse ein ernstes, wochenlanges Studium darauf zu verwenden.

Ein andermal las er den Freunden Hamlet vor, den sein kraftvolles und sonores Organ uns zu lebendigster Anschauung brachte.

Beide edle Dichter, Joukowsky und Immermann, hatten sehnlich gewünscht, Göthe's Tasso auf unserer Bühne zu sehen, und am Vorabend ihrer Abreise ward dieser Wunsch erfüllt.

Sie nun beide neben einander in gespannter Aufmerksamkeit und

„rührbar jedem Zauberschlag der Kunst“

ganz nahe am Proscenium sitzen zu sehen, steigerte im hohen Grade die Leistungen unserer Schauspieler, und so mochte die Aufführung in der That eine treffliche genannt werden.

Bald nachher schrieb mir Immermann von Düsseldorf aus:

„Weimar macht einen schönen Schlußpunkt meiner Reisetage. Ich habe mich dort in Erinnerung und Gegenwart, in Pietät und Umgang sehr wohl gefühlt und den Entschluß gefaßt, künftiges Jahr wieder zu kommen und dann länger zu verweilen, um auch recht eigentlich Studien in der Bibliothek und in den Sammlungen machen zu können. Wie wenig Zeit ich diesmal dort zubrachte, so vieles Interessante ist mir dennoch geworden, was Sie daraus abnehmen können, daß Weimar 78 Seiten, eng geschrieben, meines Reisebuchs füllt.“

Wir blieben fortan in traulichem Briefwechsel. Ueber

einen Ausflug, den er um jene Zeit nach Hamburg gemacht hatte, theilte er mir Folgendes mit:

„Mein Hamburger Aufenthalt ist mir an Anschauungen sehr fruchtbar gewesen. Ich weiß nicht, ob Sie die Stadt in jüngerer Zeit gesehen haben; sie steht wohl gegenwärtig auf dem Gipfelpunkte ihres Flors. Im Hafen zählte ich, außer der ungemeinen Menge von Briggs und Schooners, gegen dreißig Dreimaster. Die Mischung von alt-ehrwürdigem und neuestem Industriell-Merkantilischen, welche das Bild der großen Stadt darbietet, hatte für mich überhaupt etwas höchst Interessantes."

„Meinen besondern Antheil erregte es, die dort residirenden Koryphäen des jungen Deutschlands kennen zu lernen: Gutzkow und Wienbarg. Meine Maxime, mich allem Menschlichen sine ira et studio, lediglich mit dem kontemplativen Blicke der Naturforscher, zu nahen, hat mir auch in diesem Falle gute Früchte getragen. Ich habe diese so verschrieenen Männer ganz menschlich und tractabel gefunden und gestehe, durch die Unterhaltung mit ihnen manche Anregung empfangen zu haben. Ueber ihre Schattenseiten, über das Unruhige Rasche, Heftige, Faktieuse ihres ganzen Thuns und Treibens bin ich nach wie vor unverblendet. Allein mir scheinen diese Flecken nur zur Hälfte ihre Schuld, zur anderen und vielleicht größeren Hälfte die Schuld der Verhältnisse zu sein. Das Talent ist gegenwärtig in Deutschland ohne Schutz und Schirm von oben. Eines solchen bedarf es aber in einem immer noch so im Innersten monarchisch gesinnten Lande, wenn sich ihm nicht, bei dem Mangel aller sonstigen Stützen in einer gesunden, freien, starken, öffentlichen Meinung, eine Säure und Schärfe auf die Nerven werfen soll,

deren natürliche Folgen dann wieder leicht literarische Exantheme werden.“

Seine Ghismonda in Weimar aufgeführt zu wissen, machte Immermann lebhafte Freude. Auf den treulichen Bericht, den ich ihm über diese Darstellung und die verschiedenen Urtheile und Eindrücke, die sie erzeugte, erstattet hatte, antwortete er:

„Mit der Wirkung, wie Sie mir solche schildern, bin ich ganz zufrieden. Es ist unmöglich, daß ein Stück, worin ein Gedanke lebt, in den ersten drei Stunden der Bekanntschaft, alle Zuhörer für sich gewinnen sollte, ja ich gestehe, daß mir ein solcher Erfolg manchen Zweifel an der Arbeit aufregen würde, und daß es mir viel lieber ist, wenn das Stück, wie ich aus Ihrem Briefe abnehme, die Leute wie ein Factum interessirt hat, über welches noch nicht ein Jeder mit sich fertig geworden ist. Und in der That ist die Aufgabe für die Darstellung nicht leicht, da es in dem Stücke auf Hervorbringung einer Seelenstimmung und seiner Konflikte ankommt.“

„Aller etwaigen Verstöße unerachtet, die bei der Darstellung einer von dem Moderepertoir so verschiedenen Dichtung, wie meine Ghismonda ist, kaum zu vermeiden standen, bin ich der Intendanz und den Schauspielern großen Dank schuldig. Denn bei einem Drama kommt es vor allen Dingen darauf an, daß die Verse Laut und die Personen sichtbares Leben gewinnen, wie viele kleine Fehler auch mit unterlaufen mögen. Die stumme Poesie ist keine, die stumme dramatische Poesie ist nun vollends ein Unding. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß, wenn ich mir hin und wieder eine Freude, die ich an meinen Sachen haben könnte, einbilde, ich dann hauptsächlich an Weimar denke, wo doch noch eine nachhaltige Rezeptivität für

die Hervorbringungen des Geistes herrscht, über deren Mangel man anderer Orten in Verzweiflung gerathen könnte, wenn man es ernst mit der Sache meint.“

Und bald darauf schrieb er mir über seine dramaturgischen Bestrebungen:

„Ich beschäftige mich in diesem Augenblick mit der Redaktion meiner „dramaturgischen Erinnerungen,“ in welchen ich zwar zunächst nur erzähle, was hier während des Bestandes meiner Bühne geschah, jedoch auch nach allen Seiten hin mich über das ganze Gebiet des Dramatischen und Dramaturgischen verbreite. Ich wünsche, mit diesem Buche etwas Praktisches und Nützliches zu geben, und insofern ist einige Hoffnung dazu vorhanden, als sich in mir zwei Dinge vereinigen, welche sich so verbunden bei denen nicht vorfanden, die in den letzten Dezennien über die Bühne schrieben.

Nach meiner innern Richtung darf ich mich wohl poetisch und idealisch nennen; nun aber wollte es das Schicksal, daß ich daneben einige Jahre lang Theaterdirektor wurde, der sehr auf die Kasse sehen mußte; ich bin daher mit dem ganzen Handwerk bis zum letzten Coulissennagel bekannt geworden und habe die Gesetze studiren können, nach welchen überhaupt nur die Poesie zwischen der Leinwand und den Brettern zur äußeren Erscheinung kommt und auf eine versammelte Menge den schlagenden Eindruck ausübt, der hier wesentlich nothwendig ist. — An einem von beiden Requisiten fehlt es aber unseren neuerlichen Dramaturgen; sie waren entweder gelehrte Idealisten oder rohe Empiriker. Und doch ist jetzt die Hauptsache, nicht theoretisch, immer und immer wieder dramatische Gedichte zu analysiren, sondern auf die Palingenesie einer **realen poetischen** Bühne hinzuwirken, mit deren Verschwinden nach meiner Ueberzeugung noch

so manches Andere in unserm geistigen und sozialen Zustande verschwunden ist."

Inzwischen war der dritte und vierte Theil des Münchhausen erschienen, und das lebhafte Interesse, welches schon die zwei ersten Bände in den weimarischen Kreisen erregt hatten, dadurch in hohem Grade befriedigt und gesteigert worden. Hatte man sich in der urkräftigen, wie aus Bronze gegossenen und doch lebensfrischen Gestalt des Hofschulzen wahrhaft erbaut, in Elsbeth die Verschmelzung der zartesten und schlichtesten Weiblichkeit mit der unbesiegbaren Kraft eines reinen, sich selbst getreuen Willens bewundert, so fühlte man sich von der schönen Wahrheit dieser unvergleichlichen Dichtung noch stärker angezogen, daß die Muse dem Dichter vergönnt habe, in Mitte seiner Schöpfungen ein eignes beglückendes Liebesbündniß zu gewinnen und so die Farben seines Gemäldes unmittelbar dem Quelle innigster Empfindung zu entnehmen.

Groß war daher die Freude, als ich zu Anfang des October 1839 verkünden konnte, Immermann werde uns in den nächsten Tagen seine junge Gattin zuführen. Alsobald wurde die Wiederaufführung der Ghismonda vorbereitet, und dadurch dem Dichter gleich am Abend seiner Ankunft ein ehrenvoller Willkomm gewidmet.

Als sich am nächsten Mittag ein zahlreicher Kreis von Freunden und Freundinnen, Künstlern und Literaten zu einem Ehrenfeste um Immermann vereinigt hatte, erwiederte er den auf ihn ausgebrachten Toast mit jener bescheidenen Würde, die, ein Grundzug seines Characters, ihn durch alle Lebensverhältnisse begleitet hat:

„Wie die Säule des Memnon — so ohngefähr sprach er in sichtbarer Bewegung — wie die Säule des Memnon frisch erklingt, wenn der belebende Strahl der ewigen Sonne sie bewegt, so fühl' auch ich mich frisch begeistigt und ermuthigt, so oft ich den Boden

betrete, den die größten und edelsten von Deutschlands Dichtern geheiligt haben; hier, wo die reichsten Erinnerungen sich mit einer ihrer würdigen lebensfrohen Gegenwart vereinigen, wo ein Kranz von Freundschaft und Wohlwollen mich umschlingt, dessen reinste Blüthe sich mir in dem Mitgefühl meines neuen häuslichen Lebensglücks entfaltet, hier darf ich es wohl bekennen, daß ich es für den schönsten Lohn meiner Bestrebungen achte, in so edlem Kreise verstanden und geliebt zu werden, und auch abwesend in ihm fortzuleben."

Am Abend desselben Tages las er uns den Julius Cäsar des Shakespeare vor. Für dieses kolossale Stück war der mächtige Umfang seiner Stimme und die effectvolle Energie seines Vortrages wie ganz eigens geschaffen. Den Kaska und die Rede des Antonius gab er mit vollendeter Meisterschaft, und in den Volksscenen wußte er den Eindruck bis zur lebendigsten Illusion zu steigern.

Weniger gelang ihm am andern Abend Iphigenie von Goethe, die ruhiger und milder gehalten sein will, als es sich mit der Fülle seiner Phantasie und seines Organs vertrug. Dagegen gewährte der Vortrag seiner trefflichen Ballade: „Das Amen", wiederum die vollste Befriedigung.

Fast diesen ganzen letzten Tag seines Hierseins brachte ich mit ihm zu Belvedere zu, wohin die Großherzoglichen Herrschaften ihn aufs huldreichste eingeladen hatten.

Einige Wochen nach seiner Abreise ließ er sich also vernehmen:

„Endlich komme ich dazu, Ihnen zu schreiben. Dieser Brief sollte schon lange abgehen; aber die Eile und der Drang der Reise war zu groß, und dann hier die Verwirrung der ersten Einrichtung. Jetzt ist diese, wenigstens was die Hauptsache betrifft, überstanden, ich habe in geordnetem Zimmer am Schreibtische rührig

Posto fassen können und darf nun meinem Herzen genügen, Ihnen und allen Weimarischen Freunden und Freundinnen für die in reichem Maße erwiesene Liebe und Güte, die die dortigen Tage unvergeßlich uns machen, von uns beiden den herzlichsten und empfundensten Dank sagen. Ich bin sehr froh bei Ihnen gewesen, und meine junge Frau spricht nur mit Rührung von Ihnen und Weimar, wo ihren ersten Schritten im neuen Lebensverhältniß so viel Herzlichkeit und Wohlwollen entgegen kam.

Hier haben sich die nämlichen Gesinnungen offenbart. Am zweiten Abend nach unserer Ankunft hatte sich ein Zirkel von 30 Personen an einem öffentlichen Orte versammelt, und darin wurde uns ein dramatisches Spiel gegeben, worin lauter Personen aus dem Münchhausen auftraten — von Uechtritz verfaßt. Endlich legen sich denn die Reise- und Hochzeitswellen, und es gilt nun tüchtig arbeiten, besonders da unsere hiesige Einrichtung wahrscheinlich nur eine Nomadenrast sein wird. Ich hoffe, es soll mir nun in glücklichen Verhältnissen noch Das und Jenes fertig werden. — —

Von den beiden Savage wüßte ich doch eigentlich keinen zu loben. Der französische ist theatralischer gemacht, als der Gutzkow'sche, bewegt sich aber doch zu sehr in abgebrauchten, melodramatischen Motiven. Der Gutzkow'sche hat dadurch, daß die gesuchte Mutter nicht die Mutter ist, nach meiner Meinung den ganzen Inhalt der Fabel zerstört, die offenbar nicht auf Intriguenstück, sondern auf ein psychologisches Charactergemälde angelegt war. Ich wünsche, daß Sie Savages Leben in Johnsons lives of the most eminent english Poets lesen möchten. Die Biographie ist sehr gut geschrieben, wird Sie interessiren, und ich glaube, Sie werden auch finden, daß beide Verfasser

hinter der Geschichte zurückgeblieben sind. Wäre ich nicht allem Dramatischen abgestorben, so würde mich der Stoff von Richard Savage sehr anziehen; die Vorgänger würden mich nicht schrecken."

Seine glückliche Häuslichkeit schien seinen schriftstellerischen Productionen verdoppelte Schwungkraft zu verleihen; wenige Tage nach dem für ganz Deutschland so tief schmerzlichen Siebenten Juni 1840 empfing ich von ihm folgende Zeilen:

„Wir waren hier schon längere Zeit auf den Tod unseres guten Königs vorbereitet, denn wir wußten seit Jahren, daß seine Gesundheit wanke. Dennoch erschütterte uns die Trauerpost heftig, und ich mit vielen Anderen betrauern ihn aufrichtig, nicht blos mit dem Flor um den Arm. Wir blickten auf ihn als einen Vater, Hort und Schirmherrn, als auf den redlichsten Mann des Landes, und zugleich war er uns der lebendige Anhalt für unsere größten historischen Erinnerungen. Es ist wahr, was irgendwo öffentlich gesagt worden ist, eine ganze Zeit geht mit Friedrich Wilhelm III. dahin; eine neue bricht an. — Was wird sie bringen? — Doch muß man mit Vertrauen und Hoffnung dem neuen Herrn begegnen, seine ersten Schritte beurkunden volles, starkes Gefühl und ein edles Wesen. — —

— Sie sind so gütig, sich nach meinen Arbeiten zu erkundigen. Ich habe für die deutsche Pandora (eine Vierteljahrsschrift, die in Stuttgart erscheint) etwas gemacht, was „Düsseldorfer Anfänge" heißt. Ich empfehle es Ihrer freundlichen Aufmerksamkeit; es wird Ihnen den Einblick in manches wunderliche Verhältniß geben. Der Band, worin es erscheint, ist zum September versprochen; dann habe ich den ersten Theil des Tristan heute vollendet, eilf Gesänge, der zweite wird ohngefähr eben so viele enthalten. Das

Ganze soll in diesem Jahre, bleibt mir die Lust und Liebe zur Arbeit, vollendet werden. Es ist fast unerlaubt rasch damit gegangen; doch habe ich freilich das Gedicht Jahre lang bei mir umhergetragen."

Bald nachher wurde es mir möglich, ihn, wenngleich nur auf einen einzigen Tag, in Düsseldorf zu besuchen.

Wie erquicklich, wie genußreich wurden mir diese wenigen Stunden durch den wohlthuenden Einblick in den stillen Frieden seines häuslichen Glücks. Freundliche, von den Gebilden der Kunst sinnig geschmückte Räume ließen überall das froheste Behagen, den harmonischen Schönheitssinn der Bewohner erkennen, spiegelten gleichsam das innere Gefühl zufriedenen und harmlos in sich befriedigten Daseins wieder. Die sonst so ernste Stirne des Dichters war entwölkt, eine frische geistige Jugend hatte sich in allen seinen Zügen ausgeprägt, und versöhnt mit dem Geschicke blickte sein Auge voll süßer Ahndung der Zukunft entgegen, deren nächste Stunden schon ihm ein reinstes Vaterglück zu gewähren versprachen. Die Anwesenheit des ihm treu verbundenen Dichters von Zedlitz erhöhete die heitere Stimmung des Augenblicks; man erging sich im reichlichen Austausch literarischer Mittheilungen und Urtheile; die Säle der Kunstakademie, die Ateliers der vorzüglichsten Künstler wurden gemeinschaftlich besucht; der späte Abend vereinigte uns in dem gastlichen Kreise eines der anhänglichsten Freunde Immermann's, des Regierungsrathes von Siebel. Hier las er uns aus den Gesängen seines Tristan und Isolde vor — — sie sollten mir zum letzten liebevollen Scheidegruß werden, als die herannahende Mitternacht mich zum Dampfschiff abrief und dort mit ihrer finstern Hülle die holden Bilder des durchlebten Tages überdeckte.

Ich war kaum in die Heimath zurückgekehrt, als die Schreckenskunde vom Hinscheiden des geliebten Freundes mich ereilte; ein grausiger Blitz aus heiterem Himmel.

Immermanns Verlust wird weit und breit in Deutschlands Gauen schmerzlich empfunden. Würdigste Freundeshand hat uns die treuen Umrisse seines Lebens und Strebens, des Stufenganges seiner Entwicklung und seines Charakterbildes gegeben,* wahr und einfach, gehaltreich in prägnanter Kürze. Aber aus zweien seiner Schriften, deren Abdruck erst nach seinem Tode vollendet wurde, spricht er selbst noch zu uns in lebensfrischer, tief bedeutsamer Rede über die höchsten Idole seiner Seele, über Kunst und Vaterland.

Seine „Memorabilien“ wird Niemand lesen, ohne hohe Achtung für die Schärfe seiner Beobachtungsgabe, die Lebendigkeit seiner Darstellungskunst, die Gediegenheit seiner Weltanschauung und die energische Wärme seiner patriotischen Gesinnungen zu empfinden. Wie viel auch von der Fortsetzung dieser Denkwürdigkeiten noch zu hoffen gewesen wäre, selbst unvollendet werden sie ein unschätzbarer Beitrag zu der Geschichte der merkwürdigsten Periode deutscher Nationalität (1806—1815) bleiben und in weiten Kreisen anregend, aufklärend und bildend fortwirken. Möge insbesondere Deutschlands Jugend sie wie ein heiliges Vermächtniß betrachten, ihr geweiht voll gläubiger Zuversicht an ein stetiges Fortschreiten auf der Bahn des Rechts und ächt deutscher Gesittung.

Die gleichzeitig mit den Memorabilien erschienenen „Düsseldorfer Anfänge“ im 3ten Hefte der Pandora können gar wohl als eine antizipirte Schilderung von Immermanns letzter Lebensperiode betrachtet werden, indem sie fast Alles umfassen, was seinen rastlos nach Klarheit im Innern und vielseitiger Wirksamkeit nach Außen ringenden Geist während dieses Zeitabschnittes am lebhaftesten beschäftigte.

Gewiß gehört dieser Aufsatz zu dem Trefflichsten, was

* Beilage zur allg. Preuß. Staatszeitung Nr. 262 vom 20. September 1840.

je aus seiner Feder geflossen. Unter dem heitern Gewande eines Maskengesprächs, daß sich ganz ohne vorgefaßte Richtung nur nach der momentanen Stimmung der Interlocutoren, wie äußere Anlässe sie erzeugen, fortspinnt und über die verschiedensten Gebiete von Kunst, Wissenschaft und sozialen Verhältnissen in anmuthiger Freiheit verbreitet, gibt er uns eine Fülle von Anschauungen, Erfahrungen, Urtheilen und tiefen Reflexionen, wie sie nur dem Reichthum einer Brust entströmen kann, die des Lebens äußere Erscheinungen stets in höherer symbolischer Beziehung aufzufassen und den eigenen inneren Bildungstrieb daran kräftig zu nähren versteht.

Wie auf leichtem Kahn von schaukelnden Wellen getragen, führt geistreiches Wechselgespräch uns bald die bunten Bilder dramatischer Bestrebungen, bald die ernsten Gruppen vaterländischer Begebnisse und Zustände vorüber; aus rein zufälligen geselligen Verhältnissen entwickeln sich vor unseren Augen die Elemente thatlustigsten Schaffens und Vollbringens in der Seele des Dichters, wir theilen seine Kämpfe und Mühen, wie den Schmerz über Widerstreit und verfehlte Ziele, aber alsbald erscheinen selbst Mißgeschick und bittere Erfahrung uns nur wie die Unterlage eines heiteren Drama und aus den Wirren und Sorgen der jüngsten Vergangenheit treten uns großartige Gestalten antiker und moderner Dichtung wie versöhnende Genien entgegen.

Wie tief und geistreich faßt er den Character des — so oft verkannten — Aristophanes auf, wie zartsinnig dringt er in die feinsten Gewebe von Calderons Schöpfungen ein! — Dabei schlingen sich Humor und milde Ironie erfrischend durch alle Windungen des Dialogs hindurch und neben den ernstesten Betrachtungen des schwarzen Domino macht sich der hausbackene Verstand und die burleske Philisterei des Papageygrünen auf die lustigste Weise geltend.

Und wie ein geistreich verschlungener Tanz sich zuletzt in eine bedeutungsvolle Gruppe auflöst, so ist es hier die Huldigung, die den drei Namen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Wurd, Werdendi und Skuld dargebracht wird, welche das Ganze würdig beschließt. Bedeutsam erscheint der Reflex von Milde des Urtheils und versöhnender Ausgleichung, der über diese Komposition hinstreicht und selbst auch Platens Bild, des giftigsten Anfeinders, dem Immermann begegnete, freundlich umleuchtet. Ist es doch, als ob die edle Seele des Dichters von der Höhe gereifter Betrachtung und lichterer Weltübersicht herab, zu der sein unermüdliches Streben ihn erhoben, uns friedlichen Abschiedsgruß vorahnbend zurufen wollte.

Wie denn überhaupt mitten durch das ganze bunte Maskenspiel hindurch ein leiser Hauch sanfter Wehmuth zieht, der auch uns, aber jetzt um so stärker, ergreift, wenn wir jenes Ausrufs des schwarzen Domino gedenken:

„Es ist ein Symbol in diesem Vorgange verborgen. Wir sind dem Dunkeln, dem Tode, versprochen: das Leben reißt uns gleichgültig hin, in dessen Armen wir gleichwohl den ernsten Partner nicht vergessen.“

Aus

Immermann's Nachlaß.

Tagebuchblätter.

Herbst 1837.

Goethes Haus.

A Jove principium, in Jove finis.

An einem freien Platze, den ein Brunnen lebendig macht, zeigt sich in graurötlicher Tünche, die Fenster mit schwarzen Einfassungen umgeben, ein zweistöckiges Haus, geräumig dem Ansehen nach, aber durch Nichts über das Maß der Wohnung eines wohlhabenden Bürgers hinausgestellt. Wir treten über die Schwelle und befinden uns in einem Hausflur, den eine gelbliche Steinfarbe hell und heiter erscheinen läßt. Wir steigen die mit massivgemauerten Wangen versehene Treppe hinan, die sich mit breiten Stufen in der sachtesten Hebung emporschwingt. Ihre Größe muß uns überraschen, sie steht in keinem Verhältniß zu den übrigen Dimensionen des Gebäudes und nimmt das Unterhaus zumeist für sich weg. Interessant ist es, zu hören, wie sie entstand. Während seines Römischen Aufenthaltes wurde das Göthen vom Herzoge geschenkte Haus ausgebaut, auch eine entsprechende Treppe war bereits fertig, da sah Göthe in Rom eine, deren Construction ihn entzückte. Sofort ließ er eine Zeichnung davon machen, und schickte diese nach Deutschland mit dem Befehle, eine solche Treppe in seinem Hause anzubringen. Vergebens waren alle Remonstrationen über die Alpen hin, es mußte ihm gehorcht werden. Als

er zurückkam, sah er sich das Treppenwerk, welches ihm sein Unterhaus wegnahm, nachdenklich an, stieg kopfschüttelnd, aber schweigend, hinauf, und hat auch nachmals nie von der Sache gesprochen.

Im oberen Vestibüle blicken uns aus Mauernischen die Gestalten des Schlafs und des Todes und das colossale Haupt der Juno entgegen. Auch römische Prospecte, die über der Treppe hangen, erinnern an jenes Land, nach dessen Verlassen er, wie er zu sagen pflegte, nie wieder ganz glücklich geworden ist.

Ein längliches, gelbes Sälchen thut sich auf. Darin speiste er mit seinen Gästen. Meyer'sche Zeichnungen antiker oder Poussinscher Gegenstände bedecken die Wände; hinter einem grünen Vorhange verwahrte er die Aquarellcopie der Aldobrandinischen Hochzeit von Meyer, die er für seinen köstlichsten Schatz hielt. Auch die Nebenräume rechts und links zeigen nur Dinge, die dieser Richtung und Periode der Kunst angehören. Da ist nun überall Vergangenheit und Erinnerung; für den mit Göthe's Werken Vertrauten regen sich hier Kette und Einschlag von so manchem seiner Gewebe. Ein historisches Gefühl ergreift uns, das Gefühl, welches mich immer von Grund aus glücklich macht. Denn da ist nichts, was nicht in die Periode seiner Bildung verschlungen wäre, und allem Späteren war der Zugang streng versagt. Gerührt überblicken wir die geringen und armen Sachen, an denen der große Mann sich aufzuerbauen wußte.

Rechts von diesem Sälchen sehen wir in das sogenante Deckenzimmer; warum Göthe dasselbe vorzugsweise so benannte, weiß man nicht, da alle Zimmer mit Stuck verzierte Decken haben. Links liegt sein blaues Empfangszimmer, und dahinter das sogenannte Urbinozimmer, nach dem Bilde eines Herzogs von Urbino, welches er aus Italien mitbrachte, getauft. Jetzt ist es daraus hinweggenommen. Auf der Schwelle des Empfangszimmers begrüßte uns sein freund-

liches: **Salve!** Göthe kam, wenn er Menschen empfing, nie auf dem Wege von der Treppe aus, den wir gewandert sind; er ging vielmehr von seinem Arbeitszimmer durch einen Communicationsgang in das Urbinozimmer, und aus diesem trat er dann, vorbereitet und gefaßt, den Fremden entgegen. Er liebte es nicht:

.... daß ihn der Augenblick
Blindwüthend, finsterherrschend, mit sich führe.

Diese sind nun die Räume, welche Andern bei seinen Lebzeiten zugänglich waren. In sein Arbeitszimmer ließ er, mit Ausnahme der Intimsten: Coudray, Müller, Riemer, Eckermann, Niemand. Als ihm der König von Baiern den bekannten Geburtstagsbesuch abstattete, ersuchte er Göthe, ihm doch auch nun den Einblick in die Werkstätte seines Geistes zu verstatten. Göthe machte ein verlegenes Gesicht und meinte, daß sein Arbeitszimmer nicht würdig genug für die Blicke der Majestät ausgestattet sei. Der König schien von seinem Verlangen abzustehen, fingirte aber nach einiger Zeit Nasenbluten, verbat, daß ihm irgend Jemand folge, und sagte zu dem Bedienten Göthe's, er solle ihn zu einem Lavoir führen. Der Mensch brachte ihn, überrascht und bestürzt, in Göthe's Schlafzimmer, welches hinter dem Arbeitszimmer liegt, und ließ den König auf dessen Befehl dort allein. Er blieb lange aus. Göthe ging endlich selbst, ihn suchen, und fand ihn in seinem Arbeitszimmer, in die Betrachtung der dortigen Dinge vertieft.

Die Beschreibungen, welche sich in Memoiren und Reiseblättern von diesen Gemächern finden, hatten alle ein unrichtiges Bild mir von ihnen gegeben. Ich erwartete eine gewisse Pracht, wie sie wohl jetzt in den Häusern Derer gefunden wird, welche, ihre Umgebungen zu schmücken, Talent und Mittel besitzen. Zu dieser Annahme hatten mich die schimmernden Worte der Besucher verleitet. Sie sahen den Zeus, und darum erweiterten sich die Wände um ihn zu

Tempelhallen, welche von seinem Abglanze strahlten. Vermuthlich wäre es mir auch so gegangen. Nun man aber durch die verlassenen Räume geht, verschwindet die Illusion und macht einer bescheidenen Wahrheit Platz. Es ist eine Wohnung, bequem, heiter, anständig, aber durchaus einfach, im Style früherer Einrichtungsart, hin und wieder selbst etwas vernutzt; es ist die Wohnung eines Altvaters, dessen beste Erinnerungen sich an Meubles, Leisten und Farben knüpfen, die von langer Zeit herrühren, und die er daher um sich erhalten wissen mag, wenn sie auch unscheinbar zu werden und abzubleichen begonnen haben.

Der Tod hat den vom Meister gesetzten Bann gebrochen; frei gingen wir durch kleine Communicationsgemächer quer durch das Haus, dem Studir- und Arbeitszimmer zu. In einem der kleinen Gemächer machten wir auf einen Augenblick Halt; es ist das, in welchem er speis'te, wenn er mit seinen Kindern allein war. Ein Laubdach vor diesem Zimmerchen wirft einen grünen Schein hinein, mit einem Schritte ist man im Garten, in welchem Göthe zu freien Stunden jeden hellen Sonnenblick zu genießen pflegte. In der Ecke steht ein Gartenhäuschen, worin er seinen physicalischen Apparat aufbewahrte.

Im Vorzimmer des Museums sah ich in Schränkchen und unter Glaskasten an den Wänden umher Stufen, Steine Conchilien, Petrefacten, überhaupt Alles, was Gegenstand seiner naturwissenschaftlichen Betrachtungen geworden war. Alles fand ich sehr sauber gehalten und mit einer gewissen Eleganz arrangirt. Eine Thüre rechts war geöffnet, da blickte ich in die Bibliothek. Sie konnte für solche Mittel, wie hier zu Gebote gestanden hatten, klein erscheinen. Göthe sammelte absichtlich nicht viel Bücher, da ihm die Bibliotheken von Weimar und Jena zur Disposition standen, ja, um alles Anhäufen derartiger Schätze, die ihm unnöthig vorkommen mochten, zu verhindern, schenkte er das Meiste,

was ihm von Fern und Nah verehrt wurde, nach der Lesung wieder weg.

Jetzt that der Bibliothekſecretair Kräuter, der frühere Schreiber Göthe's, bevor er John zum Copiſten annahm, der treue Wächter dieſes Allerheiligſten, die Thür des Arbeitszimmers auf, und da wurde mir ein rührender Anblick. Ich erinnerte mich aus Eckermanns Geſprächen der gelegentlichen Aeußerungen Göthe's, die mich hohe Simplicität hier erwarten ließen, aber wieder war die Wirklichkeit anders. Dieſes kleine niedrige, ſchmuckloſe, grüne Zimmerchen mit den dunkeln Rouleaux von Raſch, den abgeſchabten Fenſterbrettern, den zum Theil morſch gewordenen Rahmen war alſo der Ort, von dem aus ſich eine ſolche Fülle des glänzendſten Lichtes ergoſſen hatte! Ich fühlte mich tief bewegt, ich mußte mich zuſammen nehmen, um nicht in eine Weichheit zu gerathen, die mir die Kraft zur Anſchauung geraubt hätte.

Nichts iſt von ſeiner Stelle gerückt; Kräuter hält mit frommer Strenge darauf, daß jedes Blättchen, jeder Federſchnitzel am Orte bleibe, wo er lag, da der Meiſter entſchlief. Noch zeigt die Uhr die Todesſtunde, halb zwölf, ſie ſtockte damals, der Zufall ſchuf ein Wunder=Aehnliches. Neben ihr ſteht am Fenſter rechts das kleine Schreibtiſchchen, welches der Großvater für die Enkel machen ließ, die er nach dem Tode des Vaters wieder unter ſeine eigene Obhut und in ſeine nächſte Nähe nahm. Das Wölfchen war ſein Liebling; Walther weniger; Alma mußte, um ſtillſitzen zu lernen, an dem Schreibtiſchchen neben den Brüdern Seidenläppchen zupfen. Da liegen ſie noch in einem Briefcouverte.

Hier iſt jeder Fleck heiliger Boden, und tauſend Gegenſtände, von denen das Zimmerchen erfüllt iſt, reden von dem Weſen und Weben des Geiſtes. Rings umher an den Wänden laufen niedrige Schränke mit Schiebfächern, in denen Scripturen aufbewahrt wurden, darüber befinden ſich Repoſitorien, worein Göthe die Sachen ſtellte, mit denen er

sich eben beschäftigte. Das Holzwerk ist alterbraun, ein Schrank von polirtem und glänzendem Kirschbaum sticht dagegen ab; die Schwiegertochter redete ihm denselben auf, Göthe mochte lange das gleißende Meuble nicht leiden," „das ihn zerstreue". — Darum ist auch kein Kunstwerk im Zimmer, wie man auch vergeblich sich nach einem Spiegel und Sopha umsieht. Letzteres bedurfte er schon deßhalb nicht, weil er den ganzen Tag über ging oder stand. Er las stehend, er schrieb stehend, er verzehrte selbst sein Frühstück, an einem hohen Tische stehend. Ein gleiches Verhalten empfahl er Jedem, für den er sich interessirte, als lebenerhaltend, angelegentlich, so wie, daß die Hände auf den Rücken gehalten würden, wodurch, wie er sagte, die Brust vor jeder Verengung und Zusammenpressung bewahrt werde.

Sehen wir uns in dieser ehrwürdigen Werkstatt noch etwas genauer um! Da hängt an der Thüre links eine Art von historischem Conduitenzettel. Göthe ließ für das eine Jahr in der ersten Columne die Weltcharactere und Corporationen verzeichnen, welche nach seiner Meinung politischen Ertrag verhießen, und in den folgenden Columnen bemerken, ob und in wiefern sie in den Jahren darauf die erwartete Ausbeute gewährten. Von Jackson hatte er sich viel versprochen, sein Benehmen gegen die Indianer aber war in der Folge schwarz markirt worden.

Ein Triangel von Pappe, welchen er selbst verfertigt hat und der im Repositorio zunächst steht, ist als Denkmal eines psychologischen Gedankenspiels merkwürdig. Göthe wollte sich das Verhältniß der Seelenkräfte verdeutlichen. Sinnlichkeit erschien ihm als die Grundlage alles Uebrigen, er wies ihr daher die Grundfläche des Dreiecks an, und färbte dieselbe grün. Phantasie erhielt eine dunkelrothe, Vernunft eine gelbe, Verstand eine blaue Seitenfläche eingeräumt.

Daneben liegt eine schwarzgefärbte Halbkugel aus Pappe, auf welcher Göthe mittelst einer gläsernen Kugel voll Wasser

bei hellem Sonnenschein alle Regenbogenfarben zu entzünden liebte. Damit hat er sich Stunden lang, besonders nach dem Tode seines Sohnes, beschäftigen können, und seine größte Freude ist gewesen, wenn der bunte Schein sich so recht energisch hervorlocken ließ.

Wie er denn überhaupt glückselig war, wenn ihm ein Naturphänomen begegnete! Dort steht die kleine Büste Napoleons aus Opalfluß, die ihm Eckermann aus der Schweiz mitbrachte, die ihm Sachen der Farbenlehre bestätigte und ihm zum wahren Entzücken gereichte! Ueber jene Flasche, die uns da auf dem andern Tisch gezeigt wird, jauchzte er wie ein Kind. Es war rother Wein darin gewesen, sie hatte auf der einen Seite umgelegen, und als Göthe sie zufällig gegen das Licht hielt, so sah er darin die allerschönsten Crystallisationen des Weinsteins in Blätter= und Blumenform abgesetzt. Begeistert rief er seine Nächsten zusammen, zeigte ihnen dieses Schauspiel, ließ eine brennende Kerze bringen und drückte mit Feierlichkeit sein Wappen in Siegellack auf den Pfropfen, damit kein Zufall diese Erscheinung zerstören möge. Die Flasche ist nachmals immer in seinem Zimmer geblieben.

Napoleon gab ihm im Gebiete des Lichts Aufschlüsse; er ward ihm aber auch zum Dämon in jener dunkeln Region, in die kein Lichtstrahl der Oberwelt dringt. Seine Gypspaste fiel am Tage der Schlacht von Leipzig vom Nagel herab; ein Stück des Randes brach aus, ohne daß gleichwohl das Antlitz des Helden verletzt wurde. Da in jener Schranknische hängt der Verstümmelte noch; Göthe hat, Lucian parodirend, um das Bild mit rothen Buchstaben den Vers setzen lassen:

Scilicet immense super est ex nomine multum.

Originalmanuscript: der Römischen Elegien (Erotica romana darin genannt, mit interessanten Varianten).

Der Götz in der ersten Gestalt, unter dem Namen: Geschichte Gottfrieds von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisch behandelt.

Reinlich war er über alle Maßen. Es verdroß ihn, daß der kleine Comptoirkalender, den er zu gebrauchen pflegte, sich das Jahr hindurch nicht sauber halten wollte. Da machte er eigenhändig ein pappnes Futteral dazu.

In der Mitte des Zimmers steht ein großer runder Tisch. Daran saß der Copist, dem Göthe dictirte, während er den Tisch unaufhörlich umwandelte. Die Arbeit begann um acht Uhr Morgens und dauerte oft bis zwei Uhr Nachmittags, ohne Unterbrechung.

Abends, wenn Göthe sich wieder, wie er in den letzten Jahren immer that, in dieses stille Zimmer zurückgezogen hatte, sah ihm der Bediente nach den Augen, ob diese freundlich und aufgeweckt waren? Ließ sich darin ein Begehren nach Mittheilung und Gesellschaft verspüren, so rückte er stillschweigend den Lehnsessel zum Tisch, breitete ihm ein Polster auf denselben, setzte einen Korb zur Seite, in den Göthe sein Tuch legte, und dann nahm Göthe Platz, harrend, ob ihn ein Freund besuchen möge. Den Nächsten war unterdessen Nachricht gegeben worden, und wer wäre nicht gern, wenn er konnte, gekommen? — Dann saß er mit seinem kleinen Cirkel bis gegen Eilf in traulicher Unterhaltung, ließ ihnen Wein und kalte Küche geben, er selbst genoß schon seit Jahren am Abend nichts mehr.

Nun sollte ich auch noch seine letzte Lagerstatt sehen! Zwar er ist nicht liegend gestorben, sondern, wenn auch

nicht, wie dem Imperator ziemt, stehend, doch wenigstens sitzend. Links an das Arbeitszimmer stößt das Schlafzimmer. Es ist auch ganz klein, schmucklos, noch abgenutzter als das Arbeitszimmer. Nur in seinen höheren Jahren sorgte Göthe in der Art für sich und sein Lager, daß er zwischen dem Bette und den daran stoßenden Wänden eine wollene Decke an Ringen aufziehen ließ, um die Kälte der Wand von sich abzuhalten. Außer dieser Vorrichtung und einem schmalen Carpet vor dem Bette ist auch Nichts von Weichlichkeit oder bequemem Wesen hier sichtbar. Das Bette selbst ist niedrig, mit einer alten rothseidnen Decke überlegt, so schmal, daß ich nicht begreife, wie sein großer Körper darin Platz haben konnte.

Bis in diese Kleinigkeiten hin prägt sich uns das Bild eines Weisen, eines großen Mannes aus, der Schmuck und Zier an ihrem Orte gelten läßt, aber um sich her in seiner unmittelbarsten Nähe nur das Einfachste sehen will, weil er sich selbst die größte Zierde ist.

Da zu Häupten des Bettes steht nun der Lehnstuhl, in dem dieses majestätische Leben ausathmete. Alle Stimmen sind völlig einig darin, daß der Tod ohne Kampf, ohne Schmerz, ohne Gefühl der Annäherung eingetreten sei, ja, daß Niemand den eigentlichen Zeitpunkt seines Eintritts gemerkt habe. Die Schwiegertochter hatte ihren Arm um seinen Leib geschlungen, seine Hand in der ihrigen, so saß sie wohl anderthalb Stunden vor seinem Ende. Die unbequeme Stellung versetzte sie in einen Zustand der Betäubung. Als sie aus derselben erwachte, sah sie ihm behutsam, ohne sich zu rühren, unter dem Schirm in die Augen. Da war er todt. Man weiß nicht, wie lange vorher er gestorben ist.

Sie stieß einen heftigen Schrei aus, und sank in Ohnmacht. Die Freunde, welche im Naturaliencabinette versammelt waren, drangen herein. Man nahm die Ohn-

mächtige von der Leiche, und streckte diese sanft auf das Lager aus.

Ich trat in ein ziemlich geräumiges Zimmer, welches von dem Arbeitszimmer durch mehrere Räume getrennt lag. Darin, so wie in dem anstoßenden Gelasse sind die Kunstsammlungen aufbewahrt. Ein breites Repositorium enthält die Mappen mit Handzeichnungen und Kupferstichen. Die Ordnung, in welcher sie zusammenliegen, soll sehr eigenthümlich und aus keinem der gangbaren Ordnungsgrundsätze, sondern aus besondern Gedankenfolgen Göthe's, die sich ihm bei Betrachtung der Sachen entwickelten, entsprungen sein. Dann enthalten zwei Glasschränke die kostbaren Majolica's. In einer Menge von Schubfächern liegen die höchst bedeutenden Münzen und Medaillen. Jeder noch übrige Platz an den Wänden ist von Glasschränken eingenommen, hinter deren Scheiben sich Bronzen, Antiquitäten, Fragmente aller Art zeigen. In einem dieser Schränke stehen die Curiositäten; darunter sah ich zwei Dinge, mit denen sich die Einbildungskraft meiner Knabenjahre lebhaft beschäftigt hatte, nämlich die dem Großvater Textor von den Nürnbergern als Meßpräsent verehrten Handschuhe, und den hölzernen Becher voll Pfefferkörner. Diese Sachen waren mir damals durch den Ersten Theil von Wahrheit und Dichtung sehr merkwürdig geworden. Auf den Schränken steht es dicht gedrängt voll von Gypsabgüssen, Basreliefs und dergleichen. Portraits bekannter Personen in Sepia oder Aquarell fehlen auch nicht.

Leider war mir wegen Kürze der Zeit hier nur der flüchtigste Einblick gestattet, und ich muß schon deßhalb bald nach Weimar zurückkehren, um in Muße diese höchst merkwürdigen Sammlungen durchzumustern.

Zuletzt durchlief ich zwei Hefte Göthischer Federzeichnungen, lauter Landschaften darstellend. Es ist Alles mit

einer raschen, resoluten Hand ebauchirt, mir schien darin besonders viel Auffassungsgabe für eine Totalwirkung der Natur zu sein.

Ich verließ dieses geweihte Haus in der frommen Stimmung, die mir von der Natur beschieden ist. Mich weht nun einmal der Athem Gottes nur in der Natur und in der Menschheit an. Es steckt allerdings etwas Pantheistisches dahinter, ich kann aber nicht dafür.

Betrüben mußte es, zu erfahren, daß bei der Majorennität der Enkel vielleicht die Gefahr bevorstehe, dieses Heiligthum zersplittert zu sehen. Doch nur einen Augenblick dauerte die Besorgniß. Die Großherzogin erklärte in meiner Gegenwart, sie werde äußersten Falles sich in's Mittel schlagen.

Hierher soll man junge Leute führen, damit sie den Eindruck eines soliden, redlich verwandten Daseins gewinnen. Hier soll man sie drei Gelübde ablegen lassen, das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Consequenz.

Die Fürstengruft.

Die Persönlichkeit Göthe's ist es, welche den mächtigen Eindruck hervorgebracht hat, der alle empfänglichen Naturen des Weimar'schen Kreises ihre Freude und Ehre noch jetzt in grenzenloser Liebe und Verehrung des großen Mannes finden läßt. Von seinen Schriften wird nicht gesprochen. Es trifft dieß mit einem meiner innersten Gefühle zusammen. Ich muß bekennen, daß sehr viele seiner Schriften bei mir ihre Periode gehabt haben, und daß ich kein Verlangen mehr spüre, zu ihnen zurückzukehren. Dagegen bleibt mir sein gewaltiges, Alles versammelndes Dasein immerfort ein lieber Gegenstand der erregtesten Betrachtung.

Und ist es nicht mit allen bedeutenden Dichtern und Schriftstellern so, daß der Mensch noch über den Schreibenden hinausragt? Darin unterscheiden sie sich von den Künstlern, daß es bei denen wenigstens nicht nothwendig ist, ja, wo nicht selten das Gegentheil eintritt, daß nämlich das Talent bedeutender ist, als das Individuum.

Unter solchen Gedanken, und während es vom Himmel, der sich schon in's Abendgrau hüllte, herabtröpfelte, hatte ich die letzten Häuser der Vorstadt hinter mir gelassen und den Kirchhof betreten. Der Hofsecretär Zwierlein begleitete mich mit dem Schlüssel zur Fürstengruft. Es war eine besondere Vergünstigung, daß mir diese aufgethan wurde; eigentlich ist der strenge Befehl gegeben, sie Niemandem zu öffnen. Hügelansteigend gelangte ich zu den Stufen eines einfachen tempelartigen Gebäudes von mäßigem Umfange mit Vordach und Säulen. Hinter diesen that sich eine schwere Doppelpforte auf, und wir traten in einen rundgewölbten Raum ohne alle Verzierung durch Farbe oder Stuckatur, dessen Kuppel von Pfeilern getragen wurde, und zu dem das Licht von oben durch die Kuppel und durch Lünetten einfiel. In der Mitte blickte man, zu dem Gitter einer runden Oeffnung tretend, durch diese in das Dunkel der Gruft hinab. Hier wurden die fürstlichen Särge hinabgelassen; die Reste der Dichter gingen eine Seitentreppe hinunter zur ewigen Ruhe ein.

Ich überließ mich an der Oeffnung einige Minuten lang meinen Gefühlen, die durch keine Bemerkung des Begleiters gestört wurden, dann schritten wir schweigend die breite, sachte Seitentreppe hinunter. Der Küster hatte inzwischen die an den Wänden umher vertheilten Lichter entzündet; eine freundliche Helle ließ den Umfang und die Form der Gruft, so wie die Särge wohl erkennen. Links von der Treppe sah ich, auf gemauerten Unterlagen reinlich erhoben, zwei

platte Sarkophage von braungebeiztem Eichenholz neben einander stehen. An dem ersten las ich in metallnen Buchstaben den Namen: Göthe, an dem zweiten in ganz gleichen Characteren den Namen: Schiller. Es war sonst nicht die mindeste Verzierung an diesen Särgen zu erblicken, aber ein Kranz von Lorbeer und Eppich lag auf jedem derselben.

Tiefer in die Gruft vorschreitend, gelangte ich zu einem großen verzierten Sarkophage von Erz. In diesem ruht Carl August. Gewinde von Eichenlaub umziehen ihn, auch das Blatt des Lorbeers und des Oelbaums zeigt sich und durfte sich hier zeigen. Die Embleme der Gerechtigkeit und Tapferkeit: Schwert und Wage, sind von diesen Gewinden und Zweigen eingefaßt. Die Inschriften: gerecht und milde; weise und tapfer, sagen die Wahrheit von diesem Fürsten, dessen Name, Lebens- und Regentenjahre dem Hauswappen am Sarge beigefügt worden sind. Neben ihm steht ein kleiner, platter, den ein goldbesetzter Sammtüberzug umschließt. In diesem schläft Luise, die hohe, reine, edle Frau. Amalie ist in der Schloßkirche geblieben.

Wir sind weit mehr in Andern vorhanden, als in dem, was wir unser Selbst nennen. Die ganze Bedeutung des höheren Lebens ist eben, aus uns heraus zu gelangen und in Andern eine verklärte Persönlichkeit zu gewinnen. Denkt man dieß recht durch, so verliert der Tod den größten Theil seiner Schaurigkeit, selbst wenn man die Hoffnung persönlicher Fortdauer auf sich beruhen läßt. Ich glaube an letztere und halte es für wahrscheinlich, daß die Hand, in welcher jedes Stäubchen aufbehalten bleibt, auch das kleine Fünkchen, welches Ich heißt, vor dem Erlöschen in der großen Nacht zu bewahren wissen wird. — Nur verliert sich alle ängstliche und ausmalende Betrachtung dieses Punkts an den Särgen so hoher Menschen, wo man mit einem

Blicke ihre verstäubende Asche, und ihr ewiges wesenhaftes Fortleben auf der Oberwelt umfaßt. Dann erscheint ein unvergängliches Leben schon hienieden verbürgt, dem dereinst die Auferstehung folgen möge, wenn sich die Zeiten erfüllt haben werden.

Schlußgedicht.

(Nach dem Lesen der „Tagebuchblätter.“)

So lehnt' er fromm dort seinen Wanderstab,
Ein Heros selbst, an der Heroen Grab;
Gesenkt das Haupt, ein ernster Pilgersmann,
Trat an die Särge dienend er heran,
Und ließ voll Muth Unsterblichkeitsgedanken
Als Todtenkranz um ihren Staub sich ranken.

Ein Opfer, wie er's bringen mußte! — Keins,
Das würd'ger wäre! — Tief ergreift nur Eins:
Daß Er, der Hohe selbst, der es gebracht,
So bald schon einging in die „große Nacht;"
Daß er es brachte nur, um uns zu lehren,
Wie wir ihn selbst im Tode würdig ehren!

Gescheh' es denn! — Wir fassen uns ein Herz!
Verwunden jetzt der erste jähe Schmerz!
Wir wissen es, ein Gott hat ihn gefällt,
Am Boden reglos liegt der starke Held;
Doch eisenadrig trotzt er der Vernichtung,
Ein edler Fels im Walde deutscher Dichtung.

Drin wird er ragen — jetzt und immerdar!
Für Viele noch ein schroffes Räthsel zwar;
Ein Runenstein, mit Moose rauh bedeckt,
Der den Verzagten und den Blöden schreckt;
Doch stets des Volkes Edelsten und Größten
Ein ernster Freund, zu wecken und zu trösten!

Als solcher dasteh'n wird er alle Zeit!
Wie um ihn her auch toben mag der Streit,
Wie unter'm Beil der Jahre Baum an Baum
Zusammenrasselt — er vernimmt es kaum!
Der Aar des Ruhmes zieht in treuen Kreisen
Um seine Stirn: — laßt uns ihn glücklich preisen!

Und doppelt glücklich, weil mit eh'rnem Tritt,
Recht als ein Sieger, er von dannen schritt;
Weil, eh' er ihn verließ, auf seinem Pfad
Sieg noch auf Sieg, That folgte noch auf That;
Und weil, die spät noch in sein Leben glänzte,
Weinend die Liebe seinen Tod bekränzte!

So wurden die Heroen einst entrückt!
So die Propheten! — Nachsah tief gebückt
Des Volks, der Nächsten kummervolle Schaar!
Bald aber senkte Tröstung wunderbar
In ihre Brust sich! Sie erhuben Steine,
Und legten Kränze drauf! — Wo steht der seine?

Sucht ihn nicht auf in einer Fürstengruft!
Er hat ein Grab in frischer Rheinesluft;
Das Land der Berge sendet Waldeshauch
Dem jungen Gras, dem jungen Rosenstrauch,
Die es umweh'n; frei netzt es Thau und Wolke —
Bei Fürsten nicht, er ruht bei seinem Volke!

Sei es ein Zeichen! — Wie wir ruh'n ihn seh'n
Bei allem Volke, wird er auferstehn
Im Herzen auch des Volks: — Er selbst, verklärt
In uns, in Andern! — Ew'gen Lebens Heerd
Dies stumme Grab, auf das wir sinnend blicken,
Und es nach Kräften würdig möchten schmücken!

Sein bester Schmuck, was er uns selbst vermacht! —
Was er im Herzen frisch uns angefacht:
Erinnerung, Gedanke, Bild und Wort,
Weih' es in Andacht Jeder diesem Ort!
Kehr' es ihm wieder, rein und ohne Fehle —
Mir klingt es also recht in tiefer Seele:

O, schweift' ich wieder, wo ein Bursch ich war,
Auf meiner Heimath waldbewachsner Haar,
O, ständ' ich wieder, wenn die Drossel schlägt,
Dort, wo der Hofschulz Behmgericht gehegt,
Auf Lisbeths, Oswalds, meinem eignen Boden —
Da bräch' ich still des Holzes grünste Loden!

Und flöchte sie zum schattenreichen Kranz;
Den sollt' er haben, frisch und voll und ganz!
Den legt' ich fromm auf seinen schlichten Stein!
Westphälisch Laub! Es müßt' ihn doch erfreu'n!
Gewiß, er nähm' ihn — aus der Blätterfülle
Des Eichkamps seiner prächtigen Idylle!

Und zu des Kranzes Rauschen spräch' ich dann:
Das soll ein Dank sein, du gewalt'ger Mann!
Du Mann der Liebe, wie der schroffen Kraft,
Wahr, fest, beharrlich, eisern-eichenhaft,
Fast wie dein Hofschulz! — einen stillen Segen
Und diesen Kranz laß auf dein Grab mich legen!

Du weißt es nicht, was ich Dir schuldig bin!
Auf Dich, als Leuchtthurm, blick' ich täglich hin!
In Kunst und Leben irrt' ich, ach, schon viel:
Dein hohes Bild gab Richtung mir und Ziel!
Aus deinem Grabe noch vor wenig Wochen
Hast du erschütternd mir in's Herz gesprochen!

In Goethe's Stimmen jenes ernste Wort
Wie eine Glocke hör' ich's fort und fort:
Es stimmt mich auf, und ruft beständig mir:
Thu' das Geschäfte! — Wohl! doch thu' ich's hier:
Bei Dir, dem Felsen, den man hieß den Starren,
Gelob' ich Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren!

Zu deinem Ziele führen nur die treu!
Laß mich, mir selbst und meinem Freunde treu,
Nach seinem Maaße fürder thun mit Lust,
Was meines Amtes — ruhig und bewußt
Mich oben haltend in der Zeitfluth Ringen!
Hilf mir, Du Starker! Hilf, und laß gelingen! —

So würd' ich reden! — und ich rede so!
Bald auch der Eiche Blätter hol' ich froh
Von meiner Heimath Oberhöfen Dir:
Heut sey der Rheinstrom treuer Bote mir!
Dieselbe Fluth, die jetzt zu meinen Füßen
An's Ufer schlägt, wird morgen Dich begrüßen!

Sie mag dies Lied Dir tragen niederwärts! —
Ich weiß es nicht, mir ist so kühn um's Herz:
Hell durch die Brust mir bebt ein muth'ger Klang:
Für Dich kein Lied, wie ich es Grabbe sang!
Das Haupt gehoben! Dein der Sieg, der Friede!
Weh' Beider Odem auch in diesem Liede! —

O, schweift' ich wieder, wo ein Bursch ich war,
Auf meiner Heimath waldbewachs'ner Haar,
O, ständ' ich wieder, wenn die Drossel schlägt,
Dort, wo der Hofschulz Vehmgericht gehegt,
Auf Lisbeths, Oswalds, meinem eignen Boden —
Da bräch' ich still des Holzes grünste Loden!

Und flöchte sie zum schattenreichen Kranz;
Den sollt' er haben, frisch und voll und ganz!
Den legt' ich fromm auf seinen schlichten Stein!
Westphälisch Laub! Es müßt' ihn doch erfreu'n!
Gewiß, er nähm' ihn — aus der Blätterfülle
Des Eichkamps seiner prächtigen Idylle!

Und zu des Kranzes Rauschen spräch' ich dann:
Das soll ein Dank sein, du gewalt'ger Mann!
Du Mann der Liebe, wie der schroffen Kraft,
Wahr, fest, beharrlich, eisern-eichenhaft,
Fast wie dein Hofschulz! — einen stillen Segen
Und diesen Kranz laß auf dein Grab mich legen!

Du weißt es nicht, was ich Dir schuldig bin!
Auf Dich, als Leuchtthurm, blick' ich täglich hin!
In Kunst und Leben irrt' ich, ach, schon viel:
Dein hohes Bild gab Richtung mir und Ziel!
Aus deinem Grabe noch vor wenig Wochen
Hast du erschütternd mir in's Herz gesprochen!

In Goethes Räumen jenes ernste Wort!
Wie eine Glocke hör' ich's fort und fort!
Es stürmt mich auf, und ruft beständig mir:
Thu' das Gelübde! — Wohl! doch thu' ich's hier:
Bei Dir, dem Festen, den man hieß den Starren,
Gelob' ich Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren!

Zu deinem Ziele führen nur die drei!
Laß mich, mir selbst und meinem Pfunde treu,
Nach seinem Maaße fürder thun mit Lust,
Was meines Amtes — ruhig und bewußt —
Mich oben haltend in der Zeitfluth Ringen!
Hilf mir, Du Starker! Hilf, und laß gelingen! —

So würd' ich reden! — und ich rede so!
Bald auch der Eiche Blätter hol' ich froh
Von meiner Heimath Oberhöfen Dir:
Heut sey der Rheinstrom treuer Bote mir!
Dieselbe Fluth, die jetzt zu meinen Füßen
An's Ufer schlägt, wird morgen Dich begrüßen!

Sie mag dies Lied Dir tragen niederwärts! —
Ich weiß es nicht, mir ist so kühn um's Herz;
Hell durch die Brust mir bebt ein muth'ger Klang:
Für Dich kein Lied, wie ich es Grabbe sang!
Das Haupt gehoben! Dein der Sieg, der Friede!
Weh' Beider Odem auch in diesem Liede! —

Den Todten Ehre, sei ihr Schlummer lind,
Die Rath und Stab noch den Lebend'gen sind;
Die ew'gen Lichtes vorglüh'n unsrer Bahn;
An deren Gruft, wenn wir ihr zitternd nah'n,
Um leise weinend ein Gebet zu stammeln,
Wir frischen Muth und neue Thatkraft sammeln!

St. Goar, 17. Juni 1842.

F. Freiligrath.

